

# DEUTSCHE RUNDSCHAU

60. JAHRGANG  
AUGUST 1934



HERAUSGEGEBEN VON RUDOLF PECHEL  
UNTER MITWIRKUNG VON PAUL FECHTER UND EUGEN DIESEL

INZELHEFT 1.50 RM

PRO JAHR 15 RM

BIBLIOGRAPHISCHES INSTITUT AG. LEIPZIG



# INHALTSVERZEICHNIS

HORST VON METZSCH	Über die mehrpolitische Lage Deutschlands . . . . .	65
EUGEN DIESEL	Die Achse des Weltkrieges (mit 20 Abbildungen auf Kunst- drucktafeln) . . . . .	70
ERNST SÄMHÄBER	Das Ende des Ersten Reiches . . . . .	74
HANS BOGNER	Geistiges Schaffen und politisches Führertum . . . . .	79
★	Lebendige Vergangenheit . . . . .	85
HEINRICH WOLFGANG		
	SEIDEL Nestwurz (Fortsetzung) . . . . .	86
KURT KLUGE	Das andere Thüringen (mit 6 Abbildungen auf Kunst- drucktafeln) . . . . .	99
HERBERT MÄRTENS	Rafael Verhulst (mit 1 Kunstdrucktafel) . . . . .	105
PAUL FECHTER	Von den deutschen Voraussetzungen des Dichters . . . . .	108
K. VOLLKÄMMER	Entthronung der Mathematik . . . . .	117
EUGEN DIESEL	Vom Verhängnis der Völker . . . . .	121
LITERÄRISCHE RUNDSCHAU		
WOLFGANG GOETZ	Das Land der Griechen . . . . .	123
"	Rilkes Briefe an Kippenberg . . . . .	123
"	Horst Kliemann. Meßzeug und Technik des Kopfarbeiters	124
OTTO FREIHERR VON		
TAUBE	Buch des Betrachters . . . . .	124
D. R.	Neue Bücher . . . . .	125
POLITISCHE RUNDSCHAU		127




---



---

## DEUTSCHE RUNDSCHAU

im Jahre 1874 gegründet, erscheint monatl. einmal am Monatsanfang  
 Einzelpreis 1.50 RM / Jahresabonnementspreis 15 RM  
 zuzüglich ortsöbl. Zustellungsgebühr bzw. Postüberweisungskosten  
 Zu beziehen durch jede Buchhandlung und jede Postanstalt

---

Alle Zusendungen werden ohne Nennung eines persönlichen Empfängers an die  
 Schriftleitung, Berlin W 30, Mackensenstraße 11, erbeten. Für unverlangte Manuskripte  
 ohne Rückporto wird keine Gewähr übernommen. Anfragen ist Rückporto beizufügen

---

Verlag: Bibliographisches Institut AG., Leipzig C1, Täubchenweg 17. Fernsprecher: Nr. 712 46.  
 Drahtanschr.: Lexikon Leipzig. Postcheckkonto: Leipzig 538 23. Postsparkassenamt Wien 156 086



# Über die wehrpolitische Lage Deutschlands

## I.

Das flache Kartenbild der waffenstarrenden Welt, die uns umlagert, sagt über die tatsächliche wehrpolitische Lage ähnlich wenig wie etwa eine Verlobungsanzeige über die folgende Ehe. Denn die Stärke, Bewaffnung und Verteilung der im Frieden vorhandenen militärischen Kräfte ist nur ein kleiner Bruchteil der gesamten wehrpolitischen Kraft. Es zeigt sogar diese Vogelschau nicht nur lediglich einen Bruchteil der Wehrkraft. Das militärische Kartenbild sagt vielmehr über die wehrpolitische Tiefe, auf der es ruht, überhaupt nichts. Auf diese aber kommt es an, um unsere Lage richtig zu sehen.

In dieser Tiefe ruht zum Beispiel, die von mir seit Jahren verfochtene These: „Wehrpolitik ist die Sachwalterin aller Faktoren des nationalen Daseins, welche die Wehrkraft irgendwie beeinflussen\*). Weiter gehört zu dieser Tiefe die Auffassung, daß militärische Ausbildung unter dem Gesichtspunkt steht, wogegen wird zu kämpfen sein. Wehrpolitische Erziehung hat aber davon auszugehen, wofür wird gekämpft werden müssen.

Der Begriff der Wehrpolitik erhält dadurch einen völlig neuen, positiv zugunsten des eigenen Volkes verstandenen Sinn. Es haftet ihm nichts Aggressives gegen andere Völker an. Die Zielsetzung lautet: Entwicklung höchstmöglicher Abwehrkraft von innen nach außen. Die Zielsetzung lautet nicht: möglichst stoßkräftiges Angriffsvermögen von außen in die Räume unserer Nachbarvölker hinein. Selbstbehauptung des eigenen Volkes, statt Bedrohung anderer Völker. Das entspricht unserer geschichtlichen Sendung. So begriff sie Bismarck, ohne vom deutschen Volke verstanden zu werden. So begreift sie Adolf Hitler. Die Nation hat sich am 12. November 1933 einmütig zu dieser Politik bekannt, weil nur sie Wehrpolitik im eigentlichen, wahren, volkverbundenen und völkerverbindenden Sinne ist. Wesentlich vor ihr bleiben die Mündungen der überlegenen Unzahl von Waffen jenseits unserer Grenzen gesenkt.

\*

Eine solche Behauptung bedarf der Begründung. Sie bedarf aber vor allem des Versuches, nicht nur die Nachbarvölker an sich, sondern auch ihre Rüstungen aus der Bestimmung heraus zu begreifen, der sich diese Völker mit ihrem nationalen Gewissen verhaftet fühlen. Dieses „Gewissen“ besteht. Vielleicht verzerrt, verführt, verwirrt, aber doch als reale wehrpolitische Größe. Keine der vorhandenen Rüstungen unserer Umwelt lagert unverbunden auf Volk und Raum. Jede, auch die versehlte, hat irgendwie Verbindung mit Blut und Boden. Überall sprechen die Geschichte der Staaten und der Charakter der Völker mit. Nirgends ist die Rüstung eine zufällige oder willkürliche Erfindung.

Das militärisch Fachmännische aller dieser Einzelrüstungen kann sehr viel Ähnliches haben. Etwa soviel, wie eine japanische und brasilianische Lokomotive. Die wehrpolitischen Zusammenhänge, Triebkräfte, Hintergründe und Hemmungen der Einzelvölker ähneln sich dagegen ebenso wenig wie die Völker und ihre Länder selbst. Das militärische Weltbild grenzt an Schematik. Das wehrpolitische ist Mosaik. Das Verhältnis, zum Beispiel, der Artillerie zum Heeresganzem ist — wenigstens in der

\*) Vgl. mein Buch „Krieg als Saat“, F. Hirt, Leipzig/Breslau.



Theorie — fast überall ziemlich gleich. Das Verhältnis der Analphabeten zum Volksganzen ist es nicht. Die Flugzeuggeschwindigkeiten differieren aus technischen Gründen um ein Geringes. Die Dienstzeiten schwanken vorwiegend aus nationalen und sozialen Gründen zwischen wenigen Monaten und vielen Jahren. Die Schutzzgrenzen sind überall ziemlich dieselben. Die Landesgrenzen sind von Grund aus verschieden. Alle Heere haben ein Infanteriegewehr. Aber manche haben sechs Nationalitäten in ihren Reihen.

Also wächst die wehrpolitische Lage aus einer Vielgestalt von Faktoren hervor. Nur ihre Gesamtheit gestattet ein Fazit. Die militärischen Elemente allein liefern nur Teilbeiträge. Die militärische Lage ist noch nicht die wehrpolitische.

\*

Die militärische Lage, zum Beispiel, Frankreichs, ist ziemlich leicht zu übersehen und zu umreißen: unser westlicher Nachbar verfügt über eine Armee und eine Flotte zu Wasser und in der Luft, die nicht nur allen kriegerischen Eventualitäten gewachsen sind, sondern sogar eine größere Stärke besitzen, als rechnerisch nötig zu sein scheint. Es sind genug Statistiken darüber im Umlauf. Es hängen Karten, die darüber aufklären, auf allen deutschen Bahnhöfen aus. Es kann jeder heranwachsende oder erwachsene Deutsche wissen, daß die militärische Übermacht Frankreichs allen Nachbarn gegenüber beträchtlich, uns Deutschen gegenüber erdrückend ist.

Die französische militärische Lage erscheint noch stärker, wenn man den südost-europäischen Raum der Kleinen Entente einbezieht, Belgien als ein Teilstück des französischen Aufmarschgebietes betrachtet, an das französisch-polnische Militärbündnis, an die französisch-russische Annäherung und nicht zuletzt an das riesige Kolonialgebiet Frankreichs denkt, dessen militärische Ausnutzung bekannt ist.

Man kann ferner in dieses Flächenbild eines gewaltigen militärischen Kraftfeldes die von Natur stark schützenden Landgrenzen und Meerestüften, schließlich auch die phantastisch befestigten Zonen einzeichnen, die Frankreich ausgebaut hat und noch weiter ausbaut. Man kann kartenmäßig festlegen, wie tief Frankreich und seine militärischen Verbündeten mit ihren Fernfeuerweiten und Flugzeugbereichen in das deutsche Land hineinragt, wie sich die Grenzen dieser Wirkungsbereiche sogar überschneiden oder wie sie, innerhalb der deutschen Grenzen, auf völlig entmilitarisierten Zonen lagern. Aber man wird trotz aller Feststellungen solcher Art, sie mögen noch so zuverlässig und erschöpfend sein, immer nur zu einem militärischen Tatbestand, nicht an wehrpolitische Zusammenhänge, geschweige denn an den Kern der französischen Wehrpolitik herankommen.

\*

Es ist der Denkfehler von „Gens“ mit allem, was zu diesem apostrophierten Begriffe gehört, daß sich der wehrpolitische Kern der Völker und ihrer Staaten von außen her erfassen lassen könnte. Es ist der Mangel eines scharfen Unterscheidens zwischen „militärischer Rüstungstechnik wogegen“ und „soldatischer Wehrpolitik wofür“, der dazu führt, daß viele Staatsmänner aneinander vorbeireden. Es ist eine Logik von gestern, wenn man die Wertskala der Nationen mit den Tabellen der Bomben und U-Boote identifiziert, wenn man waffenstrohende Mächte zugleich für rassistisch kraftstrohende Mächte hält, wenn man über den militärischen oder gar militaristischen Maschinenbau, die uns bedrohlich angrinsen, den im guten Sinne nationalistischen Grundcharakter der Völker vergißt, die im allgemeinen ängstlicher für sich als feindlicher gegen andere zu denken und zu fühlen pflegen.

Das ist natürlich ein gewagtes Wort, wenn man sich erinnert, wie fest und tief im französischen Volke die Anschauung sitzt, daß ein schwaches Deutsches Reich die Vorbedingung eines starken Frankreich sei. Oder wenn man sich darauf besinnt, wie hochgradig



die Kriegsspychose noch vor ganz kurzem, nämlich anfangs 1933, in Frankreich gediehen war. Oder wenn man die unumstößliche Tatsache kennt, daß Millionen Franzosen meinen, ein nochmaliger, womöglich „der unvermeidliche“ nächste Krieg müsse das eine oder das andere der beiden Völker ins hoffnungslose Nichts stoßen. Allein man vergesse nicht, daß Clemenceau nicht der letzte Siebzigjährige war, der die französische Wehrpolitik der Nachkriegszeit bestimmend beeinflusst hat, daß vielmehr auch heute nicht nur Barthou, sondern ein sehr beachtlicher Kreis von führenden Franzosen noch immer mehr an den zweimal siegreichen Deutschen auf französischem Boden als an die siegreichen Alliierten von 1918 am Rheine denkt.

\*

Niemand, der nur etwas von meinen öffentlichen Arbeiten weiß, wird mir unterstellen, daß ich im Begriffe bin, für die französische Militärpolitik einzutreten, deren verhängnisvolle europäische Folgen jeder kennen kann. Wohl aber darf man sich nicht darüber täuschen, daß der Ursprung dieser militärischen Hochspannung im selbst-erlebten Angstgefühl der Greise liegt, die ein inneres entspanntes Verhältnis zu dem Deutschen Reich — geschweige denn zum Nationalsozialismus — nicht mehr finden können. Es soll damit keineswegs gesagt sein, daß die jüngeren französischen Generationen zu solcher Entspannung bereiter seien als ihre Väter. Eine gewisse Deutschenfurcht oder eine gewisse Deutschfeindlichkeit ist in jedem Franzosen irgendwie lebendig. Allein die Sorge um das eigene Blut ist stärker, und darum ist auch die Rüstung stärker, als ein Volk von mehr Selbstsicherheit und Selbstvertrauen, von mehr Gleichmut und Gelassenheit sie für nötig halten würde.

Aus diesem Überfluß folgt Übermut so zwangsläufig wie Nässe auf Regen. Aus der regionalen Anhäufung und Übersteigerung militärischer Rüstungspolitik folgt die bekannte Hegemonialpolitik als eine billige Selbstverständlichkeit. Aus dieser militärischen Vorherrschaft ergeben sich ganz natürlicherweise Spannungen mit wohlgerüsteten Mächten, und diese Spannungen führen wiederum ihrerseits zu militärischen Maßnahmen, deren wehrpolitischer Kerngedanke defensiv sein kann, deren militärische Auswirkung aber offensiv sein muß. Gewiß kann man das französische Vorherrschaftsbedürfnis historisch begründen. Ganz sicher machen Richelieu und Mazarin, Bourbonen und Napoleoniden Schule bis heute. Aber seit es einmal ein Deutsches Reich gab, das nicht zu kneten war wie feuchter Gips, wird man alles wehrpolitische Gehabe Frankreichs, auch das heutige herrisch starre, stets irgendwie vermischt finden mit einer Ängstlichkeit, die Frankreich auch dann nicht ganz abstreift, wenn sie so wenig Berechtigung hat wie zur Zeit.

\*

Diese Sorge um den eigenen Bestand ist wie ein wehrpolitischer Moloch, der alles entspannende Gedankengut gierig frißt, das auf ein erträglicheres deutsch-französisches Nebeneinander hinweist. Wenn zum Beispiel ernsthafte französische Stimmen warnen, daß es ein wirtschaftlicher Unfug sei, große Industrien in Frankreich neu aufzubauen, die in Deutschland nur einer verständigen Nachbarschaft bedürften, um zum Segen beider Länder zu blühen, sagt der französische Staatsmann, daß die Eventualität des Zukunftskrieges eine möglichst autarke Industrie fordere. Oder wenn französische — übrigens vereinzelte — Bedenken gegen die farbige militärische Überschwemmung des Mutterlandes laut werden, wird entgegengehalten, daß die „pangermanische“ Idee dazu zwinge. Oder wenn in der Saarfrage Momente hervortreten, die geradezu herausfordernd Möglichkeiten einer Entspannungspolitik bieten, erscheint dieses umstrittene deutsche Land in der französischen Diskussion als Glacis, dessen man nicht entraten könne und auf dem der Deutsche wehrhaft nie wieder Fuß fassen dürfe.

Das Verhängnis einer solchen Mentalität, deren Wurzel die Furcht und deren Blüte die Fuchtel ist, wird nicht kleiner dadurch, daß man sie beschweigt. Die Tragik



der deutsch-französischen Nachbarschaft kann nur nachlassen, wenn sich Volk zu Volk begreifen. Wir begreifen durchaus Paul-Boncours großartige „Kriegsorganisation des Landes“ und sind sogar bereit, dieses wehrpolitische Gesetz an sich als eine Abwehrmaßnahme anzuerkennen, die geeignet ist, die Widerstandskraft der Nation solide zu untermauern. Wir bestreiten aber, zum Beispiel, den defensiven Charakter einer fieberhaft arbeitenden Rüstungsindustrie, die bestimmt scheint, das Friedensbedürfnis der Völker zu unterminieren.

\*

Wenn die Weltproduktion als Ganzes sinkt und nur die Rüstungsindustrie als einziger Zweig im Weltrahmen steigt, kann die politische Tendenz der Staaten unmöglich dem Friedensbedürfnis entsprechen, das im Grundcharakter jeden Volkes, auch des französischen, lebt. Wenn aber diese kriegsindustrielle Macht die an sich schon wirtschaftlich verpflichtete französische Informationspresse so weitgehend beherrscht, daß ein irgendwie nennenswerter Widerstand gar nicht in Frage kommt, muß sich eine friedensfeindliche Überkrustung der Volksmentalität bilden, welche die Völker zu mehr oder weniger unbewußten Knechten der französisch-europäischen Rüstungszentrale macht.

Dieses ungeheure, leider noch immer zu wenig erkannte finanzielle, wirtschaftliche, außen- und innenpolitische Machtzentrum ist durchaus nicht vergleichbar mit den Rüstungsindustrien der Vorkriegszeit. Denn damals spielte sich ein erbitterter Kampf unter ihnen selbst ab. Heute herrscht die französische Rüstungsindustrie über Europa und darüber hinaus mit einer fast unbeschränkten, unheimlichen Einseitigkeit. Zahlenbelege erübrigen sich. Es gehört reichlich viel Weltfremdheit dazu, um nicht irgendwelchen statistischen Einblick gewonnen zu haben. Aber der Hinweis auf das Völkervergiftende dieser hochkapitalistischen Weltgeißel erübrigt sich nie, weil sie die europäische Entwicklung in verhängnisvolle Bahnen treibt, auf denen die Völker sich selbst untreu gemacht und mit einer Arbeitsbeschäftigung getäuscht werden, die dem Tageslohne des einzelnen Volksgenossen jeden nationalen und sozialen Enderfolg für das Volksganze nehmen muß. Gerade auf dem rüstungsindustriellen Wege wurde zum Beispiel Belgien zu einer Politik gedrängt, vor der sein eigener Ministerpräsident de Broqueville Paris warnen zu müssen glaubte. Auf die gleiche Weise wurde die Tschechoslowakei mehr zu einem Gehäuse von Skoda als zu einem Treuhänder ihrer drei Nationen. Auf dieselbe Manier häufen sich zwischen der Adria und dem Schwarzen Meer Waffen, die selbst herzustellen kein einziger Balkanstaat vermag.

\*

Natürlich drängen Neustaaten besonders lebhaft zu starken Rüstungen hin. Ein Dreißigmillionenstaat wie Polen mit etwa fünftausend Kilometer Grenzen, die fast alle irgendwelche nichtpolnische Volkheiten durchschneiden und keinen geographischen Schutz bieten, kann gar nicht anders, als sich eine starke militärische Rüstung schaffen. Auch wird ein solcher Neustaat fast zwangsläufig und mindestens zunächst Anlehnung dort suchen, wo man bereit und fähig ist, der militärischen Erstarkung Vorschub zu leisten. Allein, der wehrpolitische Kerngedanke kann ganz anders gelagert, die geschichtliche Mission des Landes kann ganz anders gerichtet sein, als es, zum Beispiel, fremde militärische Missionen wünschen, die dem Anfänger die nötige Hilfsstellung zu geben suchen.

Wenn sich in Polen die jagellonische, das heißt eine nach Südosten gewandte Expansionsrichtung durchsetzen sollte an Stelle der nach Nordwesten strebenden, erhält die polnische Wehrpolitik ein wesentlich anderes Gepräge, als wenn man die Annexion von Ostpreußen nur für eine Frage der Zeit hält. Wir wissen nicht, welchen Lauf die Dinge später einmal nehmen werden und wie der zehnjährige deutsch-polnische Nichtangriffspakt wirken wird. Wir wissen nur, daß Polen eine Wehrpolitik



treiben muß, die, wenn sie auf Selbstbehauptung abzielt, damit noch nicht notwendig offensiv gegen Deutschland gerichtet sein muß.

Freilich entsteht automatisch eine deutsche Gefährdung, wenn ein modernes polnisches Millionenheer neben hunderttausend deutschen Soldaten mit einer Bewaffnung des vorigen Jahrhunderts lagert. Aber die polnische Wehrpolitik hat mit sechs Nationalitäten im Innern, dem Sowjetnachbar draußen, starker rüstungs-industrieller Abhängigkeit und auch damit zu rechnen, daß das franko-russische Bündnis den untragbaren russischen Durchmarsch durch Polen oder das franko-polnische Bündnis einen vertragswidrigen Vormarsch gegen das Reich fordert. Also muß Polen schließlich doch polnische Wehrpolitik treiben, gleichviel wie reich die militärischen Patengeschenke Frankreichs sind.

\*

Von den Randstaaten hört man oft, daß sie an militärischer Kraft mehr anbieten als das etwa fünfzehnmal so starke deutsche Volk. Das ist richtig, und es ist auch gut, daran zu erinnern. Allein, wehrpolitisch gesehen, ist nichts natürlicher als eine Latkraft, die darauf abzielt, mindestens so viel Wehrkraft aufzubringen, wie nötig ist, um die Zeitspanne zu überbrücken, die verstreicht, bis die Hilfe eines Stärkeren eintrifft. In diesen Randstaaten ist besonders augenfällig, daß Wehrpolitik für den eigenen Bestand arbeiten muß und nicht Militärpolitik gegen diesen oder jenen Nachbarn zu sein braucht. Wenn wir dennoch im Memelgebiet fortwährend Aggressives erleben müssen, so liegt das nicht in der vorhandenen litauischen, sondern an der fehlenden deutschen Rüstung. Mandschukuo ist kein spezifisch asiatisches Gewächs, sondern ein Beispiel, das unzählige geschichtliche Gegenstücke hat. Die verschiedenen Größenmaße ändern an der inneren Übereinstimmung der Fälle nichts. Das Schicksal des Waffenlosen war stets das gleiche.

Die Gruppe der nordischen Ostseestaaten von Finnland bis Jütland zeigt weder militärisch noch wehrpolitisch ein einheitliches Bild. Hier finden wir Abstufungen von erster Selbstbehauptungsorge (Finnland) bis zum resignierten Verzicht auf die Schlüsselstellung an den Sunden (Dänemark), ohne daß irgendwo die Initiative zum gemeinsamen, zum Beispiel maritimen Handeln wirksam geworden wäre. Diese Anrainer sind in ihrer Gesamtheit ein innenpolitisch und wirtschaftlich mit sich selbst beschäftigter Bereich, der Ruhe um jeden Preis wünscht und etwaige neue Unruhen ähnlich zu überstehen hofft wie den Weltkrieg. Damals freilich war die Ostsee ein deutsches Meer, was sie noch nicht wieder ist.

Damals waren auch Holland und die Schweiz um den starken deutschen Nachbarn reicher, woraus sich für sie eine stabilere wehrpolitische Lage ergab, als sie heute vorhanden ist. Die Eidgenossenschaft hat daraus die Pflicht zum Ausbau ihrer Wehrmacht abgeleitet. Holland ist in seinem bescheidenen wehrpolitischen Rahmen geblieben.

\*

Als Fazit dieses wehrpolitischen Rundganges um das Reich ergibt sich, daß die Rüstungen unserer Nachbarstaaten ihren Ursprung im Selbstbehauptungswillen haben, aber teilweise und gelegentlich von überlegenen Mächten eine Front diktiert erhalten, die weder unbedingt lebensnotwendig noch unbedingt volksverbunden ist. Als lebensnotwendig kann für keinen unserer Nachbarn eine deutschfeindliche Front anerkannt werden. Aber schon allein dadurch, daß großer Rüstungsüberschuß sich automatisch der Richtung des geringsten Widerstandes zuwendet, erhält der militärische Ring um das Reich eine vorwiegend gegen das Reich gerichtete Innenfront. Es braucht nicht erläutert zu werden, wie verhängnisvoll Versailles und sein starrster Vertreter Frankreich dieser militärischen Dynamik durch wehrpolitische Methodik entgegenkommt. Aber es soll in einem nächsten Abschnitt auseinandergesetzt



werden, daß der Ring um das Deutsche Reich Flanken und Rückenfronten hat, die Berücksichtigung von seiten der Nachbarstaaten fordern und die wehrpolitische Lage des Reiches wesentlich beeinflussen. Die militärischen Rüstungszahlen spielen dabei die geringste, die wehrpolitische Zielsetzung der einzelnen Mächte spielt die stärkste Rolle. Das heißt wiederum: man treibt allenthalben mehr Wehrpolitik für sich als Militärpolitik gegen andere. Aber überall da, wo die militärische Rüstung die wehrpolitischen Notwendigkeiten hoch übersteigt — also in Frankreich und in allen frankophilen Ländern — ist eine antideutsche Dynamik angebahnt, die nur aufgehalten werden kann, wenn die herausfordernde Schwäche des Reiches schwindet. Blicke diese Schwäche, dann würde es auch bei dem heutigen Gefährzustande bleiben, der deshalb so widersinnig ist, weil den riesigen Waffennengen eigentlich die Ziele oder wenigstens solche Ziele fehlen, die ein neues Meer von Blut und Tränen rechtfertigen könnten. Insofern ist die wehrpolitische Lage des Deutschen Reiches nicht schlecht. Aber die militärische Lage ist dazu angetan, die wehrpolitische zu verschlechtern.

## EUGEN DIESEL

# Die Achse des Weltkriegs

Vor Ausbruch des Weltkriegs hatte sich die großbürgerliche Kultur, gestützt auf die technisierte freie Wirtschaft, zur höchsten Blüte entfaltet. Viel deutlicher als damals erkennen wir heute die Kräfte, Elemente und die geschichtlichen Voraussetzungen, die jenes Kulturbild hervorgerufen hatten. Es war ebenso zeitlich bedingt, ebenso relativ wie irgendeine der früheren Lebens- und Stilepochen. Aber in diesen Jahren glaubte man in die selbstverständlichste, durchaus nicht relative Kultur eingebettet zu sein, in die großartigen Ergebnisse fortschrittlicher Entwicklung. In solchem Gefühl zivilisierter Sicherheit und unermüdlischen Fortschritts trieb man in größter Freiheit seinen nationalen und internationalen Handel, baute Maschinen, forschte, verwaltete, las verfeinerte Bücher, trieb den ernsthaftesten Kult mit dem Theater und der Musik. Wir wußten, daß während des neunzehnten Jahrhunderts Naturwissenschaft und Technik in gewaltiger Weise unseren sozialen und wirtschaftlichen Zustand beeinflusst hatten, und es gab zahllose „Probleme“, die eine große Literatur hervorriefen. Indessen überwog im großen und ganzen ein äußerlicher Optimismus. Hatten sich doch Technik und Wissenschaft auf der einen, Aufklärung und Freiheit auf der anderen Seite brüderlich zum großbürgerlichen Fortschritt die Hände gereicht. Die meisten Werte der Kultur im engeren Sinne waren freilich Erbschaften aus einem ganz anderen Zustande des Lebens. Aber man pflegte und liebte diese Werte, während man gleichzeitig recht unbekümmert ganz anders geartete üppige und laute Lebensformen entwickelte. Die feineren Geister und Gemüter gerieten hierüber oft genug in eine melancholische Lebensstimmung, sie erteilten auf mannigfache Weise der großbürgerlichen Kultur eine Absage, ohne sich ihrer entledigen zu können, es sei denn in Schwabing oder auf dem Montmartre.

Als der Krieg ausbrach, lebten wir im großen und ganzen völlig im Banne dieser reichen Zustände oder der problematischen Ideologien des Zeitalters. Freilich wußte man, daß einmal ein großer Krieg ausbrechen könnte, und angesichts der kolossalen zum Einsatz gelangenden Menschenmassen und kriegerischen Mittel fehlte es nicht an pessimistischen Stimmen, welche die Verelendung Europas und die Vorherrschaft Amerikas voraussagten. Wer aber hätte, außer den Burckhardts und Nießches, die völlige Zersetzung und Relativierung unseres gesamten Kulturbesitzes, die Zerrüttung und



Umlagerung der Gesellschaft, das Versagen des Geldwesens, die Umwertung von Wirtschaft und Technik so voraussehen können, wie es dann ungeheuerliche Wirklichkeit wurde?

Versuchen wir in wenigen Worten die damalige Lage zu charakterisieren: In den breit dahinströmenden Fluß der jahrtausendealten Kultur waren während des neunzehnten Jahrhunderts sehr rasch unendlich viele neue Kräfte und Erscheinungen eingemündet, die an alle Grundlagen von Wirtschaft, Gesellschaft und Politik rührten. Man wußte nicht recht, was galt. Man ließ alles nebeneinander gelten. Zum Beispiel stand das realistische Bildungsideal neben dem humanistischen, der Freigeist neben dem Kirchengläubigen, die zarteste Lyrik neben dem Dröhnen der Maschinen. Historische Erbschaft der buntesten Art fand sich in den Konfessionen, den Regierungsformen; Feudalritterliches beanspruchte sein Lebensrecht neben dem großbürgerlich nationalliberalen Geist und neben internationalen Lebensformen. Das Proletariat begann sich in Massen zu gruppieren, während eine gleichzeitige Richtung auf schrankenlosen Individualismus zielte. Die Unmenge des Wissens und Wertens suchte man durch mißverständene Bildungsideale zu beherrschen, und zuweilen hatte es wohl den Anschein, als ließe sich das ganze formlose Bündel aus Bildung, Fürsorge, Problematik, Organisation, Gewohnheit durch gute Verwaltung und durch den Glauben an den Fortschritt zusammenhalten.

Daß gerade der kulturelle und seelische Zustand Deutschlands, dieses nach außen hin so wohlgeordneten Landes, besonders unsicher war, hätte man kaum vermuten sollen. Aber in all dem zersplitterten, widerspruchsvollen, unsicheren Geschehen schienen fest die sichere Naturwissenschaft und die sichere Technik zu nisten, die noch gar nicht als Trägerin einer künftigen gewaltigen Krise ins allgemeinere Bewußtsein gedrungen war. Vielmehr stellte man mit Genugtuung fest, daß diese Maschinen die Produktion förderten, Exportmöglichkeiten schufen, den Verkehr und das Nachrichtenwesen hoben, die Hygiene ermöglichten, daß sie offenbar allgemeines Gedeihen verursachten und das Geld umlaufen ließen. Unten grollten soziale Gewitter, aber sie waren fern und es ließ sich dagegen der Blikableiter der sozialen Gesetzgebung aufstellen. Die Kriege des neunzehnten Jahrhunderts hatten zu keiner Hauptkrise geführt. Warum sollte der kommende Krieg, diese größere Wiederholung von 1870, zu einer Hauptkrise führen? Zudem hatte seit dreiundvierzig Jahren Friede geherrscht.

Im Politischen galt die alteuropäische Ideologie, die Vorstellung von Intrigen, Bündnissen, Kombinationen, Kräftegleichgewichten, Handelsvorteilen, überseeischen Absatzgebieten, Prestige, strategischen Notwendigkeiten und so weiter. Die unbarmherzige Veränderung der Welt und aller wirtschaftlichen, sozialen, politischen Zustände war noch nicht ins allgemeine Bewußtsein gedrungen. Man trat mit Vorstellungen und Stimmungen in den Krieg, die dem in der Tat, wenn auch vielfach verdeckt schon herrschenden neuen Weltzustand nicht entsprachen, und vor unseren Augen breitete sich noch einmal das ganze Netz aus den geschichtlich-politischen Fäden der Vergangenheit aus, es kam darin noch einmal alles vor, was seit Jahrhunderten und Jahrtausenden den Stoff zu den europäischen Konflikten geliefert hatte. Freilich sollte es sich sehr bald zeigen, daß die Heeresmassen, die Organisation der Völker und die technischen Hilfsmittel dem neuen Kriege ein bisher in der Welt nicht erlebtes Gepräge verleihen mußten.

Schon die Mobilmachung war eine Funktion der Technik. Tausende von Eisenbahnzügen bewegten sich nach dem Mobilmachungsfahrplan, mit Truppen und technischem Gerät angefüllt, gegen die Grenzen. Schlagartig waren riesige Flächen Europas mobil gemacht. Den Bahnwagen entstiegen glänzend ausgerüstete und durch und durch organisierte Armeen mit vorzüglichen Gewehren und Maschinengewehren, mit einer zur Vollendung getriebenen Artillerie, mit aller nur denkbaren technischen Zurüstung. Aber diese aus Menschenmassen, Organisation, Technik zu



einer Einheit verschweißten Heere, diese auf den Manöverfeldern und durch die Arbeit der Ministerien und Generalstäbe wissenschaftlich erprobten Instrumente eines ganz neuen Zeitalters waren, als sie aufmarschierten, noch von Kavallerie umtrabt, erst von wenigen Fliegern überschwebt, von der politisch-militärischen Romantik Alteuropas umspielt. Die ganze Stimmung des hergebrachten Kriegswesens umwitterte die ersten Monate. Die Heere stürzten sich begeistert aufeinander, schlugen Schlachten mit deutlichem strategischen Gepräge, die man nach Orten benennen konnte (während später ganze Landschaften oder Flußläufe den Namen herleihen mußten), der Besitz des eroberten Schlachtfeldes erzeugte Hochgefühle, man ahnte die Nähe und die Ferne des marschierenden Feindes und wechselte sehr häufig die Quartiere. Dramatische Spannung durchlief die Heere, die Heimat, die Welt.

Bestand damals die Möglichkeit, den Krieg zu einem baldigen Abschluß zu bringen? Sehr kluge Soldaten und Politiker hatten damals eine kurze Dauer des Krieges vorausgesagt, weil man vor allem an den Bewegungskrieg mit vorzüglichen Armeen dachte und es für unmöglich ansah, einen langen Krieg zu finanzieren. Hätte man sich statt dessen lebhaft vorgestellt, wie zahlreiche Völker in den Krieg verstrickt und welche Menschenmassen in Bewegung geraten waren, so hätte man von Anfang an eher eine lange Dauer des Krieges voraussagen können. Aber es ist müßig, sich solchen Erwägungen hinzugeben. Jedenfalls entsprach der weitere Verlauf des Krieges viel eher dem wahren Zustande des Zeitalters, als die ersten romantisch-bewegten Monate, die noch einmal das hergebrachte Europa zu bestätigen schienen. In ihnen war das Wesen des technischen Massenzeitalters noch latent geblieben. Dann aber traten plötzlich auf den Plan die Menschenmassen, die Fabriken, Maschinen, Materialien, Explosivstoffe, die unaufhörlich wirksame Organisation, die Unzahl der Behörden. Man dachte in ungeheuren Frontlinien und Flächen. Selbst im Osten, wo der Krieg bewegter blieb, dachte man eher in langen Linien, in der kämpfenden, sich bewegenden Front, als in einzelnen Schlachten. Plötzlich also melden sich bei allen beteiligten Völkern im Politischen und Militärischen die wahren, im Innern herangereiften Zustände der organisierten Maschinenwelt, der großen Massen, der riesigen Räume und Flächen, der Kollektive an. Die Armeen, welche in den Krieg gezogen waren, hatten wohl „den Fortschritt berücksichtigt“, aber erst im weiteren Verlauf des Krieges wurden sie selbst zum Ausdruck des Zeitalters, nahmen sie im kriegerischen Zustande das vorweg, was von nun an auch die friedlichen Zustände der Völker mehr und mehr als Lebensform beherrschen sollte.

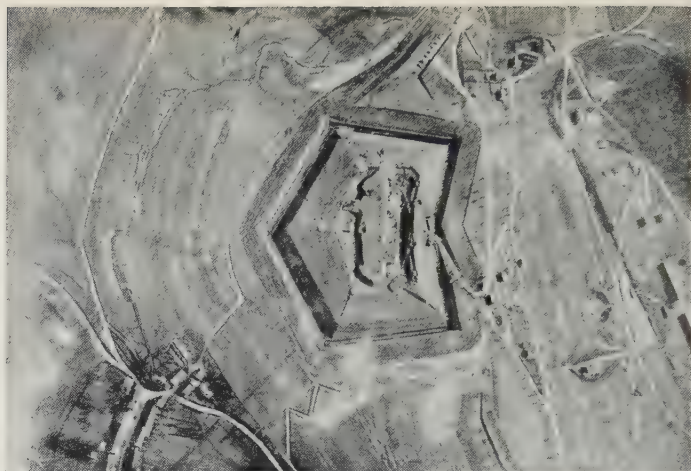
Mitten durch den Krieg läuft eine erstaunliche weltgeschichtliche Grenze, schlägt ein geschichtlicher und sozialer Zustand in einen neuen sozialen Zustand um, der nunmehr seinen geschichtlichen Weg beginnt. In dem Augenblick versank eine alte Welt, als die weichenden deutschen Armeen im Westen anhielten, den ersten Spatenstich taten und in die Erde sanken. Von nun an war der Industrie, der Organisation, der Menschenzahl, dem Material zum größten Teil das Schicksal des Krieges überantwortet. Selbst wenn geniale Strategie und einiges Glück schon in den ersten Kriegswochen die deutschen Heere zu einem entscheidenden Siege geführt hätten, so würden sich zwanzig oder dreißig Jahr später doch die ganz neuen Lebenszustände aller Völker angemeldet haben. Die Anspeicherung organisierbarer Menschenmassen und technischer Hilfsmittel wäre notwendig großpolitisch auf den Plan getreten. Vielleicht also ist es als ein Glück zu bezeichnen, daß die Weltrevolution schon damals, ohne daß wir es ahnten, ausgelöst wurde. Diese Revolution also begann in dem Augenblick, in welchem die Fronten erstarrten, Flugzeuge über die Gräben hinwegzuzurren, Ferngeschütze ihre Geschosse zu schleudern und im Felde alle strategischen, sozialen, seelischen Zusammenhänge sich umzulagern anfangen. Damals fiel die Entscheidung über die alten und die neuen Lebensformen, über Großbürgertum, feudale







Der Kampf  
um Douaumont  
Das Fort am 19. 2. 1915



Das Fort am 1. 4. 1916



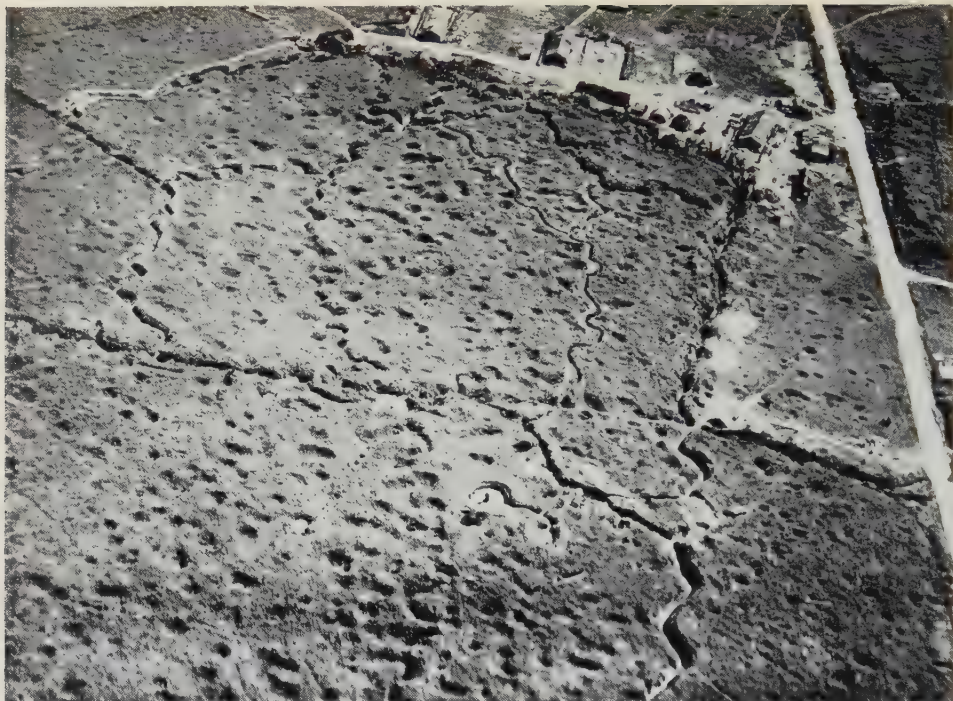
Das Fort am 2. 9. 1918











Kampfgelände mit Schützengräben und Trichterfeld südlich Biache



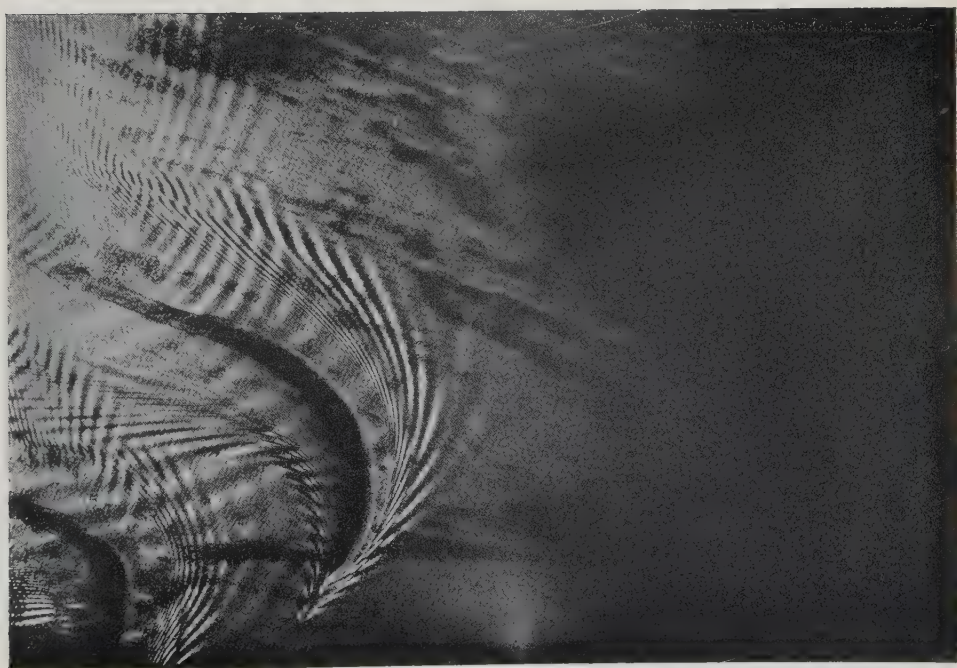
Das zerstörte Dorf Bermericourt im Grabensystem

Photos Reichsarchiv





Englische Infanterie in Deckung hinter einem Tank



Russische Torpedoboote fliehen vor deutschem Bombenflieger

Photos Reichsarch





Photo Reichsarchiv

Gefangenenmassen in Laon nach der Schlacht an der Aisne und Marne



**Das zerschossene und  
gestrandete russische Li-  
nien Schiff Slawa**

hoto Reichsarchiv



**Die Verlustlisten an der  
Kriegsakademie Berlin**

Photo Otto Haeckel-Berlin

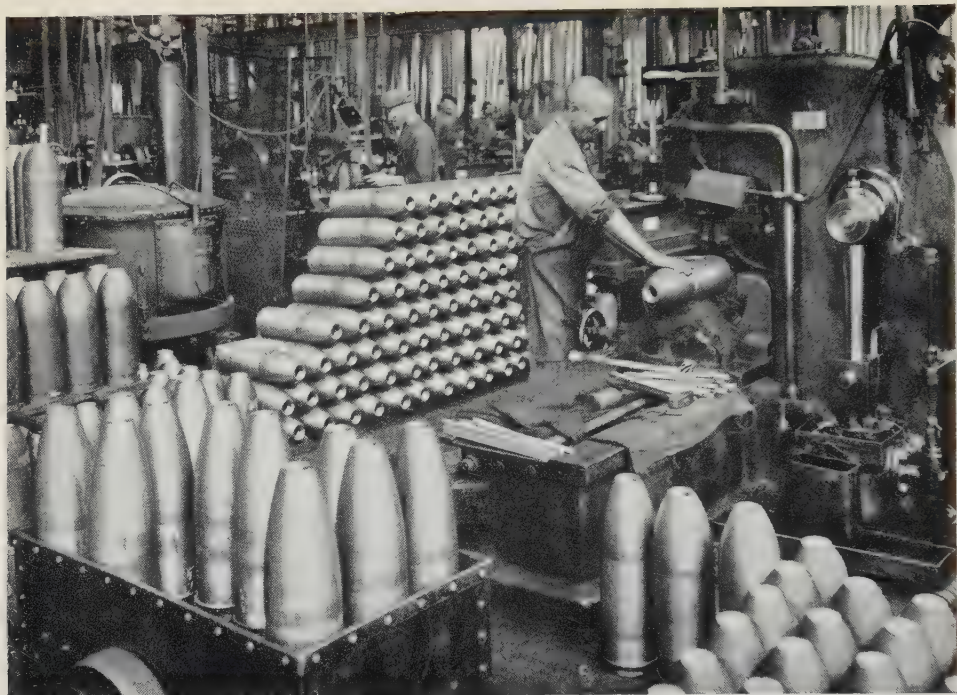


**Beerdigung eines deut-  
schen Soldaten im Osten**

Photo Otto Haeckel-Berlin







Fabrikation von Granaten



Stacheldrahtlager an der Westfront

Photo Otto Haeckel-Berlin





Photo Otto Haeckel-Berlin

Frauenarbeit in der  
Dreherei einer Artillerie-  
werkstatt



Erbeutetes  
englisches  
Munitionslager

Photo Reichsarchiv





Galizische Flüchtlinge



Äustralisches Zeltlager bei den Pyramiden

Photo Otto Haeckel-Berlin



Restbestände, Kapital, Sozialismus, individuelles und kollektives Dasein. Von damals an war nichts Altes zu halten, war nichts rückgängig zu machen. Zu jener Stunde geschah der Wurf in eine großartige, aber schauerliche und gefährliche Zukunft. Die Zeit gear, mitten im Krieg, ihren neuen Krieg. Feldherr und Soldat ersticken in der Masse. Fabrik, Apparatur, Drehbank, Ziffern, die Wucht der hydraulischen Presse, das chemische Experiment, die Entscheidung über den Bau von Tanks, ja selbst das Tippen der Schreibmaschine traten in Wettbewerb mit dem Arm des Soldaten. Die Brotkarte war oft wichtiger als die Strategie, der fehlende Fettgehalt der Nerven verhängnisvoller als eine Reihe nicht erstürmbarer Schützengräben.

Untergegangen war das seit je gewohnte Maß der Dinge. Unter Milliarden von Kanonenschlägen, mühsamer Berechnung der Ration, des Ersatzes, des Materials, der Geschosskurven, der Gaswirkung zuckten in Schützengräben von vielen Tausend Kilometer Länge Millionen in den Tod hinüber. Viermal wurde es darüber Winter und wieder Sommer.

Der Weltkrieg stand als erster Krieg unter dem Zeichen der durchgängigen Organisierbarkeit aller Völker der Erde, einer Organisierbarkeit, die nur durch die Technik möglich geworden war. Frühere totale Aufbrüche von Völkern, wie die der Hunnen und Mongolen oder einiger Germanenstämme, waren nicht Sache der Organisation, sondern triebhaft gewesen. Während des Weltkrieges wurde fast jeder Mensch durch irgendwelche Kanäle der Organisation zum Einsatz gebracht, auch wenn er nicht an der eigentlichen Arbeit der Heere teilnahm. Die gesamte Fläche der Länder, jegliche Tätigkeit, der gesamte Volkstörper war mit Krieg imprägniert und zugleich waren zahlreichere Länder, Menschen, Völker und größere Flächen mit Krieg imprägniert als jemals vorher in der Weltgeschichte. Die Armee eines Volkes und das ganze kriegsführende Volk begann einer Maschinerie, einer Industrie und einem Kollektiv zu gleichen, und dies Kollektiv zeigte zum erstenmal viele der Kennzeichen, welche zum Dasein der Zukunft gehören. Da vor dem Kriege viele der alten Zustände sich halten können, so gehörte der Zwang des Krieges dazu, um das neue soziologische Bild zum erstenmal deutlich in Erscheinung treten zu lassen, und die Formen des Lebens im Weltkriege haben zweifellos die sozialen Entwicklungen seit dem Friedensschluß in Gang bringen helfen.

Die durchgängige Organisierbarkeit der Völker und ihrer Hilfsquellen vereinigt sich mit der außerordentlichen Weiträumigkeit aller kriegerischen Geschehnisse, seien sie nun handgreiflicher oder seelischer Art. In der Tat war der ganze Erdball physisch und psychologisch vom Kriege erfasst. Die Völker waren nicht nur aneinandergeraten, sie waren gleichsam in einem neuen Raum auf alle mögliche Art ineinandergeschoben. Zum ersten Male in der Weltgeschichte sind alle Völker der Erde gleichzeitig von einem großen, gemeinsamen Schicksal und politischen Vorgang ergriffen worden, und das obendrein auf jene „durchgängige“ Weise, die für das moderne Leben bezeichnend ist. Stellen wir in aller Nüchternheit der furchtbaren Negativität des Weltkriegsgeschehnisses die Tatsache entgegen, daß von nun an fast alle Menschen der Welt von einem gemeinsamen Erlebnis geprägt sind, daß das Signal für die Erkenntnis der großen Gemeinsamkeit des allirdischen Geschehnisses gegeben wurde. Auch aus diesem Grunde stellt der Weltkrieg eine einzigartige Wende und Verheißung dar.

Kein Krieg der uns bekannten Weltgeschichte lebte auch nur im entferntesten in solcher Gegenwartigkeit weiter, wie es auf politischem, seelischem und sozialem Gebiet der große Krieg tut, der vor zwanzig Jahren begann. Sechzehn Jahre nach dem Waffenstillstand hält die praktische und seelische Lage, die durch den allgemeinen Krieg hervortrat, die meisten Menschen der Erde unerbittlich in ihrem Bann. Der Krieg will nicht aus unserer Nähe, aus unserem Dasein weichen, wir fühlen uns von ihm gezeichnet und geprägt. Der Weltkrieg ist noch nicht Vergangenheit, nirgends



noch sind wir aus seinem politischen Bannkreis gelöst. Wir führten aus, warum durch den Weltkrieg ein neuer Weltzustand aus der Latenz in Erscheinung und Wirkung trat, und schon aus diesem Grunde hängt alles und jedes Erfreuende und Erschreckende unserer heutigen Erlebnisse und Zustände immer und immer wieder mit dem Kriege zusammen.

Wir Deutschen haben während dieses ungeheuerlichen Ereignisses, von welchem die Gestaltung der Zukunft ausgeht, im Mittelpunkt gestanden. Wir waren die äußere Achse, um welche sich der ganze Krieg drehte, während die innere Achse jene Zustandsänderung war, die, wie wir oben ausführten, sich mitten im Kriege manifestierte. In der Zeit von 1914 bis 1918 hat beinahe die gesamte nichtdeutsche Welt gegen uns Krieg geführt. Vier Jahre lang hat alle Politik der Welt um Deutschland kreisen müssen.

Der Weltkrieg also hat die Veränderung, die Umgestaltung der Welt ausgelöst. Hierbei erlebte die Welt zum ersten Male sich selbst als große politisierende und kriegführende Einheit. Im Mittelpunkt der Geschehnisse stand Deutschland. Wir wollen uns nicht in Spekulationen darüber ergehen, warum gerade uns dies merkwürdige Schicksal traf, während dieses Weltumbruches die ganze Welt gegen uns aufmarschieren zu sehen. Blicken wir nur auf die Tatsache als solche. Erkennen wir die Fruchtbarkeit an, die von dem ersten allumfassenden politischen Geschehnis der Welt ausgeht, halten wir ferner fest, daß Deutschland der Mittelpunkt dieser Geschehnisse war, so läßt sich hoffen, daß in besonderem Maße in Deutschland der Geist der Zukunft heranreifen muß, daß hier die Erkenntnisse Form gewinnen müssen, welche der Welt nottun. Noch freilich haften viele unserer Gedanken am Alten und gehen irrigen Fährten nach. Haben wir doch während der vierzehn Jahre nach dem Frieden versucht, das Leben, so gut es gehen wollte, noch einmal zu leben wie vor dem Kriege. Über diesen Nachkriegsjahren lag ein großbürgerlicher, fortschrittlicher, altsozialistischer Hauch, man hielt sich auf allen Gebieten an die alten Werte und die neue Welt wollte nicht so recht Gestalt gewinnen. Inzwischen haben wir eingesehen, daß das Alte nicht mehr gelten kann. Wir sind in den Schmelztopf gestoßen worden und kämpfen um die Formen des Lebens und Wirkens, wie sie das Zeitalter, welches mit dem Weltkriege begann, von uns verlangt.

## ERNST SAMHÄBER

# Das Ende des Ersten Reiches

### I.

Deutschland steht in einem entscheidenden Wendepunkt seiner Geschichte. Nicht nur, daß das Dritte Reich an Aufgaben herangeht, auf deren Lösung Jahrhunderte nicht zu hoffen wagten: auch von außen tritt an uns eine Dynamik der europäischen Kräfte heran, wie sie nur ganz selten in der Geschichte auftreten. Diese gewaltigen Aufgaben müssen gelöst werden. Gerade deswegen ist es von doppeltem Werte, rückblickend in der Geschichte zu prüfen, warum die früheren Deutschen Reiche an der ihnen gestellten Aufgabe gescheitert sind, wo ihre Schwächen lagen, und wie sich die damaligen Aufgaben ihnen darstellten. Wenn wir auch aus der Vergangenheit keine Lehren für die Zukunft zu ziehen vermögen, so doch wenigstens ein besseres und tieferes Verständnis für die Gegenwart.

Den Zusammenbruch des Zweiten Deutschen Reiches, der Schöpfung Otto von Bismarcks, haben wir miterlebt und glauben, uns darüber ein mehr oder minder klares Bild machen zu können. Im Unklaren befinden wir uns aber über die tieferen Ursachen



des Zusammenbruches des Ersten Reiches. Das beginnt schon damit, daß wir nicht sicher wissen, wann wir dessen Ende überhaupt ansehen sollen. Sollen wir als das Ende des Ersten Reiches das Jahr 1806 ansehen, als der damalige Kaiser Franz II. die Krone des Heiligen Römischen Reiches niederlegte, nachdem die Rheinbundstaaten aus dem Reiche ausgetreten waren, oder das Jahr 1804, als Franz II. sich als Franz I. die österreichische Kaiserkrone aufsetzte? Andere wieder betrachten das Jahr 1648, das Ende des Dreißigjährigen Krieges, als das Todesjahr des Ersten Reiches, als Deutschland nicht nur endgültig die Niederlande und die Schweiz verlor, sondern auch den einzelnen Fürsten Rechte und Freiheiten zugestand, die den Begriff des Reiches zu einem leeren Worte gestalteten.

Sieht man davon ab, den rechtlichen Tatbestand allein maßgebend sein zu lassen, bringt man in die eigentlichen Probleme des Ersten Reiches ein, so wird man wohl sicher sein Ende viel weiter zurückverlegen müssen. Es ist wohl kein Zweifel, daß das eigentümliche Gebilde der deutschen Staaten und Fürstentümer, das in den Dreißigjährigen Krieg eintrat, bereits nicht mehr den Namen eines Reiches verdiente. Das Erste Reich endet 1519 mit dem Tode Kaiser Maximilians I., des letzten Ritters. Zwei Jahre vorher hatte Luther seine Thesen an die Schloßkirche von Wittenberg angeheftet, die zu einer religiösen Wiedergeburt, aber auch zu einer gewaltigen geistigen Erschütterung führen sollten. Die sozialen Verhältnisse waren in Bewegung geraten und sollten sich 1522 im Ritterkrieg und im Bauernkrieg entladen. Entscheidend war aber, daß der neue Kaiser zwar ein Habsburger, aber seiner Erziehung nach kein Deutscher mehr war, sondern ein Spanier. Spanien beerbte das Erste Reich.

Die Zeitgenossen sind sich dieses grundlegenden Wandels nicht voll bewußt geworden. Dazu waren die Hoffnungen zu groß, die in den jungen Sproß des uralten Kaiserhauses gesetzt wurden. Die einzelnen Interessen der Nation sahen oft nicht ungern die Schwäche des Kaisers, der sie die religiöse Freiheit und die politischen Bewegungsmöglichkeiten verdankten. Sie täuschten sich auch über die innere Schwäche des Reiches, weil sie die grundlegenden Veränderungen nicht erkannten, die inzwischen in der übrigen europäischen Welt vor sich gegangen waren. Die Bildung der großen Nationalstaaten des Westens erreichte erst damals ihren Abschluß. Die politische, militärische und finanzielle Schwäche des Ersten Reiches war wohl bereits während der Hussitenkriege im 15. Jahrhundert deutlich hervorgetreten, aber zur gleichen Zeit waren Frankreich und England noch in ihrem hundertjährigen Ringen miteinander verstrickt, auf der Iberischen Halbinsel gab es noch einen großen mohammedanischen Staat, und Italien zerfiel in zahllose sich erbittert befeindende Staaten und Fürstentümer. Die politische Schwäche war ein Kennzeichen aller europäischen Staaten. Europa konnte sich das so lange leisten, als nicht eine große Gefahr von außen den Bestand der Christenheit bedrohte. Eine solche Bedrohung kam nicht aus dem Osten, obwohl die deutsche Kolonisation durch die Niederlage von Tannenberg 1410 zum Stehen gebracht worden, ja stark zurückgedrängt worden war, denn die innere Stoßkraft der Slawen war ebenfalls erschöpft. Diese Gefahr kam aus dem Südosten.

Heute, nachdem die Türkengefahr so weit zurückliegt, können wir nur schwer noch deren vollen Umfang abschätzen. Die Zeitgenossen waren sich ihrer ganz klar bewußt. Dabei waren es weniger die militärischen Erfolge, die eine so niederschmetternde Wirkung ausübten, selbst die Eroberung von Konstantinopel hätte das Entsetzen vor den Türken nicht gerechtfertigt. Es war in erster Linie das Ahnen von einer neuen Staats- und Lebensform, was die Menschen des ausgehenden 15. und beginnenden 16. Jahrhunderts mit Schrecken erfüllte. Die damalige Türkei ist der erste „totale“, fast könnte man sagen faschistische Staat in Europa seit der Römerzeit. Sie war aufgebaut auf einer straffen militärischen Zucht und Organisation. Der Sultan vereinigte alle Macht uneingeschränkt in seiner Hand, alle Kräfte des Staates, die



politischen, militärischen, wirtschaftlichen und religiösen waren in ihm zusammengefaßt, um der Stoßkraft des Staates nach außen zu dienen. Geführt von energischen Sultanen, konnte eine kleine völkische Oberschicht ohne Rücksicht auf althergebrachte Rechte und Verfassungen und feudale Eigenbrötelei ihren großartigen Eroberungszug antreten.

Dieser geschlossenen Kraft hatte das Abendland nichts Gleichwertiges entgegenzusetzen. Venedig mußte zuerst den Ansturm der Türken aushalten. Im Kriege 1463 bis 1479 verliert es seine wertvollsten Besitzungen. Auch Genua muß 1462 Lesbos und 1466 Chios aufgeben. Aber das war erst der Anfang einer aufbrandenden Woge, die alles zu verschlingen drohte. 1480 erobern die Türken Otranto auf der italienischen Halbinsel, 1492 erscheinen ihre Truppen in Laibach, und 1499 schlagen sie die Venezianer vernichtend bei Lepanto. Dann tritt eine gewisse Ruhe ein, aber nur, weil der Türken Sultan Selim I. (1512–1520) sich ganz dem Osten zuwendet und dort vor allem Syrien und Ägypten erobert und so die türkische Macht erweiterte und verstärkte.

So treffen die Türken mit ganzer Wucht auf Westeuropa, als dieses sich in einem tiefgreifenden Umwälzungsprozeß befindet, und sie treffen zuerst auf Italien und das Heilige Römische Reich, wo die innere Unklarheit und Zerrissenheit am größten sind. In der Kreuzzugszeit hatte das Reich die Führung in Europa gehabt, politisch, militärisch und geistig durch die enge Verbindung von Kaisergedanken und der Idee des einheitlichen Christentums des Abendlandes. Jetzt, wo das Abendland nicht mehr im Angriff, sondern in der Verteidigung sich befand, bedroht in seiner eigenen Existenz, hatte das Reich diese Führerrolle durch seine innere Schwäche verloren. Das sollte sich noch deutlicher zeigen, als im Jahre 1522 im Reichstag von Nürnberg die Reichsstände unter dem Eindruck der wachsenden Türkengefahr um den Türkenpfennig feilschten und schließlich die Türkensteuern ablehnten. Es war kein Zweifel, das Reich war der großen Aufgabe nicht gewachsen, als europäische Vormacht den Schutz des Abendlandes zu übernehmen, dem Christentum eine geschlossene geistige und politische Einheit zu geben, die es vor dem Untergange bewahren konnte.

## II.

Diese Aufgabe übernahm Spanien. Erst 1492 hatte Spanien durch die Eroberung Granadas, des letzten Bollwerkes des Islams auf der Iberischen Halbinsel, die ersehnte politische Einheit gefunden, die mit den natürlichen Grenzen übereinstimmte. Gleichzeitig unternahm es mit aller Macht die Aufgabe, auch geistig und staatlich die Einheit und Geschlossenheit herzustellen, die ihm die Durchführung seiner großen geschichtlichen Aufgabe ermöglichen sollte. Spanien fand seine geistigen Einheit in der engen Anlehnung an die katholische Kirche, der es durch die Kreuzzugsidee am tiefsten verbunden war. Das bedeutete die Ausmerzungen der Muhammedaner und Juden aus der Bevölkerung und später die Unterdrückung der Ketzerei, wie sie aus dem Auslande einzudringen suchte. 1492 werden die Juden, die sich nicht bekehren wollen, 1502 die Muhammedaner ausgewiesen. Viele treten nur äußerlich zum Christentum über, und nun setzt die Organisation ein, deren erste Aufgabe die Überwachung der Neubekehrten, in zweiter Hinsicht aber die Aufrechterhaltung der geistigen Einheit der Nation war: die Inquisition.

Es sind die furchtbarsten Vorstellungen über diese Einrichtung verbreitet, und wenn man ihnen nachgeht, so erkennt man, daß die Inquisition selbst alles getan hat, um den Schrecken zu erhöhen, der von ihrem Namen ausging. War das Gerichtsverfahren auch geheim, so fanden die Urteilsverkündigungen und der Strafvollzug in aller Öffentlichkeit statt, mit dem größten Gepränge. Alle Schrecken des Jenseits wurden auf die Verstorbenen herabbeschworen, und dieser moralischen Beeinflussung waren die wenigsten gewachsen. Ähnlich wie bei den großen Schauprozessen der russischen Sowjets



widerriefen die meisten Angeklagten ihren Irrtum und brachen seelisch unter dem Druck der moralischen Beeinflussung zusammen. Nur die wenigsten wurden zum Tode und von diesen nur ein geringer Teil zum Feuertode verurteilt, aber der Schrecken, der von einem solchen Autodafé ausging, an dem der Hof und alle Würdenträger teilnahmen, reichte meist für ein halbes Jahrhundert. Dazu kam das Bewußtsein des ungeheuren Spitzelsystems, das jedes freie Wort verriet und das Fehlen jedes Rechtsmittels gegen das Eingreifen der geheimnisvollen Macht.

Eines ist sicher. Die Inquisition hat mit einem verschwindenden Bruchteil der Opfer, die etwa die Hexenverfolgungen in Deutschland verlangten, die geistige Einheit der spanischen Nation aufrechterhalten, als sie in Deutschland verloren ging. Dazu kam, daß Spanien wirtschaftlich und staatlich sich die Grundlagen für eine weittragende Politik schuf, wie sie Deutschland nicht mehr besaß. Es ist bekannt, daß der große Hohenstaufenkaiser Friedrich II. bereits versucht hatte, dem Reich eine moderne Organisation zu geben, und daß er sich in seinem sizilischen Erbreiche auf die arabischen Kolonisten stützte, die aber zahlenmäßig nicht zur Schaffung eines Beamtenkörpers ausreichten.

Spanien hatte durch die jahrhundertlange arabische Herrschaft eine breite Schicht von Menschen, die dem orientalischen Staatsbegriff viel enger verbunden waren, als das sonst in Europa der Fall war. Der spanische Staat des 16. Jahrhunderts beruht auf der engen Zusammenarbeit des mit arabischen Einrichtungen verwachsenen Staates und der katholischen Kirche, die wiederum in sich das römische Ideengut verkörperte. Bereits König Alfons V. von Aragon (1416–1458), besser bekannt als König von Neapel, wird als der erste „ganz moderne Fürst“ des Abendlandes bezeichnet (Sombart). Die grundlegenden Reformen werden aber erst durch die „Katholischen Könige“ Ferdinand und Isabella (1474–1516) durchgeführt. Die „Santa Hermandad“, die sie 1476 gründeten, war eine besondere Form der Steuererhebung für militärische, richtiger Polizeizwecke, die als eigene Organisation eine ständige bewaffnete Truppe, anfangs zweitausend Reiter, unterhielt. 1488 wurde sie auch in Aragon eingeführt, nachdem sie sich in Kastilien bewährt hatte. Durch sie erhielten die Monarchen unter der Form der Selbstverwaltung eine zuverlässige, zentralistisch organisierte Macht in die Hand, die leicht mit den lokalen Gewalten fertig wurde, die in anderen Ländern die nationale Einheit immer wieder bedrohten.

Dazu kam die straff durchgeführte staatliche Verwaltung, wie sie in den verschiedenen „Räten“ (Consejos) gegeben war. Diese setzten sich fast durchweg aus im römischen Recht und Staatsbegriff erzogenen Beamten zusammen, die nur das Interesse des Zentralstaates im Auge hatten. Da war zunächst der Staatsrat, der sehr früh eingeführt wurde und der aus zwölf Mitgliedern bestand, einem hohen Geistlichen, drei Edelleuten und acht Rechtsgelehrten. Aus diesem Rate sind dann später die Räte für Justiz, für Finanzen und der Staatsrat im engeren Sinne hervorgegangen. Die Consejos allein hätten aber den modernen Staat nicht geschaffen, wenn die im römischen Staatsrecht wurzelnden Räte nicht auch die auf arabischen Einrichtungen zurückgehenden Vollzugsbeamten in der Gestalt des Corregidor gehabt hätten, den die Krone in alle Städte schickte, die Selbstverwaltung genossen.

Gestützt auf diese politische Macht konnten die katholischen Könige es wagen, die Eigentumsverhältnisse des Großgrundbesitzes zu überprüfen und alle die unrechtmäßig oder formwidrig angeeigneten Grundstücke in das Eigentum der Krone zurückzuführen.

Bald war die Krone durch ihren Grundbesitz allen Feudalherren weit überlegen. Dazu kam die Überführung der Verwaltung der drei großen Kreuzritterorden Santiago, Calatrava und Alcántara an den König, die diesen zum Herren von einem Drittel von Kastilien machte.



## III.

Alle diese Macht hätte aber nicht ausgereicht, um das Abendland vor dem Zusammenbruch zu retten, denn die Türkengefahr bedrohte nicht nur die Grenzen, sondern gleichzeitig die wirtschaftlichen Grundlagen Europas. Ein Blick auf die Weltkarte zeigt uns, daß von der ungeheuren Landmasse, die von Asien, Europa und Afrika zusammen gebildet wird, Europa nur ein kleiner Teil ist, der durch einen breiten Wüstengürtel von der übrigen Welt abgeschlossen wird, der sich vom Atlantischen Ozean über die Sahara, Arabien, Persien, Hochasien bis nahe an den Pazifischen Ozean hinzieht. Jenseits dieses Gürtels liegen nicht nur die ungeheuer bevölkerten Gebiete Chinas, Indiens und des Sudans, dahinter liegen auch die tropischen Gebiete mit ihren Erzeugnissen, die damals für Europa unentbehrlich waren. Die Gewürze mußten nach Europa gebracht werden, und daneben war die Nachfrage nach orientalischen Luxusgütern in der Zeit der Renaissance ganz außerordentlich gestiegen. Es gab aber nur drei Wege, die durch den Wüstengürtel hindurchführten. Der nördlichste führte die uralte Karawanenstraße durch Hochasien, das alte Baktrien und endete am Schwarzen Meer. Er geriet mit der Eroberung der Krimhalbinsel in die Hände der Türken. Der zweite führte zur See bis Mesopotamien, dann den Euphrat hinauf und an das Mittelmeer, er fiel an die Türken durch deren Eroberung Syriens. Und der letzte Weg über das Rote Meer und den Nil abwärts wurde dem Abendlande durch die Eroberung Ägyptens genommen. Damit sperrten die Türken die Handelswege und ließen den europäischen Handel, auf dem der Reichtum nicht nur der Städte, sondern die Einnahmen der Staaten beruhte, verdorren.

Diese Gefahr konnte dadurch beschworen werden, daß die Portugiesen den direkten Seeweg nach Indien um Afrika herum entdeckten, nachdem die Spanier den Weg durch die Fahrt des Kolumbus nach Westen vergeblich gesucht hatten. Aber diese fanden die Edelmetalle, die allein den Handel mit Asien zu finanzieren in der Lage waren.

Es ist der Reichtum der spanischen Krone, der die Fugger veranlaßt, die großen Kredite zu geben, die die Kriege gegen die Türken finanziert, genau so wie es die spanische Organisation und Staatsgewalt ist, die die Kriege Karls V. in Italien gegen Frankreich, gegen die Türken, die Barbarenstaaten Nordafrikas durchführt und leitet. Diese Macht wirft sich jetzt den Türken entgegen, anfangs noch ohne große Erfolge. 1521 nimmt Soliman der Prächtige Belgrad, 1523 Rhodos, 1526 werden die Ungarn bei Mohacs vernichtend geschlagen, und 1529 erscheinen die Türken vor Wien, ja dringen bis Regensburg vor. 1532 kommt Soliman wieder mit seinem Heer nach Wien, ohne die Festung einnehmen zu können, aber er zwingt den Bruder Ferdinand des Kaisers Karl V., einen jährlichen Tribut von 30000 Dukaten zu zahlen. Und zur See schlagen die Türken 1538 die vereinigten Flotten Spaniens, Venetiens und des Papstes bei Prevezzo.

Das Reich hatte diesem Ansturm nichts entgegenzusetzen. Die Finanzlage war verzweifelt, der innere Hader äußerte sich in Bürgerkriegen, die religiöse und geistige Einheit war zerfallen. Es war für einen so eifrigen Patrioten wie Hutten eine schwere Enttäuschung, als er in Brüssel den jungen Kaiser Karl V. sah und einsehen mußte, daß das ein Spanier, ein Ausländer war. Aber nur Spanien konnte in dem unendlichen Kampfe gegen den Feind von außen die europäische Vormacht darstellen, nachdem das Reich diese Rolle in eigener Schwäche hatte aufgeben müssen. Und nun stand gegen Spanien alles auf, was sich gegen den mittelalterlichen Gedanken der europäischen Vormacht sträubte, wie er im alten Heiligen Römischen Reiche verkörpert war. Das waren die Nationalstaaten, die neu entstanden waren und die sich nicht mehr unter eine irgendwie geartete Vorherrschaft beugen wollten, Frankreich und später

die Niederlande, das waren die alten Gegner der Universalmonarchie in Norddeutschland, das waren die neuen Territorialstaaten des deutschen Ostens, vor allem Sachsen, das waren die Stadtstaaten der Renaissance, das war der Papst selbst, trotz der hohen Rolle Spaniens in der europäischen Politik. Gegen diese Mächte im Rücken mußte nun Spanien den Kampf nach Osten führen.

Wir wissen, in wie glänzender Weise Spanien seine hohe Rolle der Vormacht Europas erfüllt hat. Das gilt nicht nur von dem entscheidenden Seesieg Juan d'Austrias bei Lepanto und von dem dauernden Zurückdrängen der Türken zu Lande, bis sie 1683 vor Wien vom vereinigten kaiserlichen und polnischen Heer mit spanischer Subsidienhilfe geschlagen wurden. Gleichzeitig entfaltet Spanien seine hohe Barockkultur, die für ganz Europa maßgebend wird, von Spanien aus geht die Gegenreformation, von dort stammt das neue Heerwesen und der moderne Beamtenstaat, die spanische Hofetikette. Erst mit dem Zeitalter Ludwigs XIV. tritt Frankreich an die Stelle Spaniens, das unter der hohen Aufgabe zusammengebrochen war.

Das Heilige Römische Reich Deutscher Nation zerfiel aber nach dem Zeitalter der Reformation vollends, politisch, militärisch, wirtschaftlich, kulturell. Der Dreißigjährige Krieg ist nur das furchtbare Ende eines jahrzehntelangen Verfalls. Was dann in Deutschland geleistet wurde, kommt aus den Einzelstaaten oder entsteht im Kampfe gegen das Scheingebilde des alten Reiches. Die große Aufgabe des Mittelalters, Europas Vormacht zu sein, hat Deutschland seit der Zeit nicht wieder übernehmen können.

HANS BOGNER

## Geistiges Schaffen und politisches Führertum

Im neuen Deutschen Reich ist man am Werke, eine neue politische Führerauslese, eine Hierarchie nach Art eines Ordens, systematisch zu erziehen und zum Träger der Erhaltung unseres gesamten Volkstums und damit der deutschen Zukunft zu machen. Demgegenüber ist die Stellung und Aufgabe der geistig Schaffenden, für die eine planmäßige Regelung nicht besteht, noch eine umstrittene Frage. Sie gehören mit der politischen Führung zusammen — es wäre ein Rückfall in vergangene, liberalistische Zeiten, wieder den Gegensatz von Geist und Politik zu vertreten — aber die Gemeinschaft im Tiefsten und Wesentlichen bedeutet kein Zusammenfallen. Es sind gewöhnlich nicht die staatspolitischen Führer, die eine große Dichtung schaffen, Symphonien komponieren oder Gemälde vollenden; es sind nicht die politischen Lenker, die eine neue Philosophie ersinnen, nach neuen Ergebnissen der Forschung bohren oder gar der Wissenschaft neue Dimensionen eröffnen. Geistiges Schöpfungertum, in diesem Sinne und politisches Führertum sind gewöhnlich nicht in einer Person verbunden. So unbillig es wäre, vom Staatsmann lyrische Gedichte zu fordern, so abwegig wäre es auch, zu verlangen, daß ein Professor seine Eignung in Saalschlachten und Straßenkämpfen bewiesen haben müsse. Sein Schlachtfeld liegt anderswo; man redet nicht umsonst von einem Ringen mit den Problemen. Solche einfache Feststellungen sind keineswegs überflüssig. Der geistig Schaffende hat auch wesentliche unpolitische Aufgaben, und sein Verhältnis zum Politiker ist das des Wegebahnners oder einfachen Begleiters, des Interpreten oder Kritikers.



## I.

Um seine Stellung und Aufgabe klarer und in geziemendem Abstand beschreiben zu können, versetzen wir uns aus der gärenden Gegenwart in eine politisch und geistig völlig gesunde (nicht erst genesende) Zeit, die auch immer eine Zeit der Gebundenheit ist. Als Beispiel diene uns das alte Athen, solange ihm noch nicht (bald nach dem Tod des Perikles) die Seele ausgetrieben war. Hier sehen wir in Blüte die Gemeinschaftsform der Polis, in der die Sphären des Göttlichen und Menschlichen ineinander verspannt waren. Sie läßt sich vergleichen nicht mit einem Kreis mit nur einem Mittelpunkt, sondern einer Ellipse mit zwei Brennpunkten, dem staatspolitischen und dem religiösen. Tätige Gottesverehrung und Dienst an der menschlichen Gemeinschaftsform decken sich ursprünglich. Wie beide Sphären allmählich auseinandertreten und in Widerstreit geraten, kann man an der Tragödie, besonders klar an der Antigone, sehen. Schon in früher Zeit hebt sich der große Staatsmann, am eindrucksvollsten vielleicht Themistokles, aus dem Zustand der Gebundenheit heraus als eigenmächtiges Ich, als Führer, der das Recht zum Eingriff in das Geschehen und die Überlieferung hat und deshalb als schöpferisches Genie verehrt oder als Zerstörer befehdet wird. Demgegenüber verharrt der geistig Schaffende noch länger in der Rolle des schlichten Handwerksmeisters. Er erbaut die Tempel, er bildet in Stein, Metall und Farben die Götter, die Helden der Heimat und der heiligen Geschichte, die nicht als etwas Gewesenes aufgefaßt wurde, sondern als eine immer gegenwärtige, seelische Wahrheit. Er ist vor allem für die Staatsgemeinde tätig; die Polis veranstaltet und ordnet die religiösen Feste und Schauspiele, in denen sich der Geist ehrwürdig und sinnenfällig vor den Augen und verstehenden Sinnen des ganzen Volkes darstellte. Wie der bildende Künstler, so gehörte auch der Dichter zum öffentlichen Leben. Er war für die Erwachsenen daselbe was der Lehrer für die Kinder. Aber der Inhalt seiner Verkündigung, die alle anging, war ihm gegeben: von Gottheit und Staat mußte er singen, von den Vorfahren und den Helden der Heimat, von der Macht der himmlischen Gewalten und der erhabenen Selbstbehauptung des Menschen. Er war Mundstück der Tradition, der alten Lehren, dieser Frucht menschlicher und politischer Weisheit vieler Jahrhunderte. Es ist klar, daß hier auch die wirtschaftliche Existenz des geistigen Schöpfers kein Problem war. Die Kunst der Polis erstarrte nicht; ihr Wachstum vollzog sich unmerklich, organisch oder auch gewaltsam eigenwillig in einer mächtigen Persönlichkeit wie Aischylos, aber immer verwurzelt im Leben des Ganzen. Den schöpferischen Geistern selbst stellte sich ihr Schaffen als Handwerk dar, nicht als individuelle Genialität. Auf dem Grabstein des Aischylos stand außer seiner Herkunft nur noch als wichtigstes Ereignis seines Lebens, daß er bei Marathon dabei war, aber kein Wort von seiner Berufsarbeit, seinen großen Tragödien. Von Sophokles berichtet sein Zeitgenosse Ion, daß er in der Politik kein Meister und kein Aktivist war, sondern einfach ein braver Durchschnittsathener wie die anderen auch. In einem völlig gesunden, gebundenen Gemeinwesen haben die geistig Schaffenden eine lebenswichtige politischerzieherische Aufgabe, ihr Schaffen stellt sich dar als nötige Berufstätigkeit, aber sie fühlen sich nicht als Führer. Im politischen Bereich ist hier auch der Geistige Gefolgsmann — Volk.

Das läßt sich aber nicht anwenden auf die allzu langen, allzu bekannten Zeitalter der Krankheit, der Lockerung und Auflösung, des Verfalls. Da tritt der politische Revolutionär auf als Umwälzer, als Zerstörer der Tradition, als Neuerer; und immer läuft ihm der geistige Revolutionär voran als Schrittmacher und Herold. Denn die Zeit ist vorbei, in der alles sich von selbst zu machen schien; jetzt ist das Leben säkularisiert, bewußt, willkürlich geworden. Religion und Staat sind nicht mehr das Zentralgebiet des Lebens, das schlagende Herz, das sein Blut durch alle Adern pumpt; andere

Gebiete wie die Wirtschaft oder die Technik rücken in den Mittelpunkt. Nicht mehr findet sich der Einzelne fraglos eingebettet in die naturgegebene Gemeinschaft der Familie und des Volkes; er muß erst lange irren, bis er weiß, wo er hingehört. Vereinigungen, Kameradschaften, Bünde aller Art, jedenfalls, die planmäßig organisierte und freigewählte Gemeinsamkeit tritt an Stelle der natürlichen. Der Gedanke und Anstoß zu solchen experimentierenden politischen Formen geht fast immer auf einen Geistigen zurück. Er empfindet es am ersten, wenn sein Einzelgebiet (sei er nun Dichter oder Denker) keine allgemeine, tragende Basis mehr hat, sondern nur noch um seiner selbst willen getrieben wird — warum nur? Die Idee will in die Wirklichkeit, der Geist will in die Politik zurück, die freie, willkürliche Tätigkeit will wieder Funktion werden: ein Leben im ganzen ist das Ziel. So sucht der Geistige auf die politische Wirklichkeit einzuwirken, sie umzugestalten. Was der geistig Schaffende nun im Vergleich zum Werkmeister gebundener Zeiten an runder Vollkommenheit seiner Schöpfungen verliert, das gewinnt er an persönlicher Charaktergröße; wer in Gegensatz zu seiner Umwelt lebt, wer die bestehenden Zustände und herrschenden Gewalten nicht bejahen kann, der entwickelt erst eigentliche Persönlichkeit und sittliches Pathos, der wird erst ein geistiger Kämpfer. Man vergleiche Sophokles, den großen dramatischen Techniker, den einzig seine tiefe Religiosität davor bewahrte, nur Techniker zu sein — man vergleiche ihn mit Sokrates, der keine Zeile hinterlassen hat, dessen unvergleichliche Gestalt aber noch lebt wie die eines Zeitgenossen, der wie ein solcher noch heute beschimpft und verherlicht wird! Sokrates war kein Aufklärer im eigentlichen Sinn, aber er verlangte, daß jeder Rechenschaft ablegen solle über sein Tun und Wollen und dadurch mit klarer Entschlossenheit heraustrete aus allen Gegebenheiten, instinktiven Lebensformen und Maximen, die keine wirkliche Gemeinschaft mehr begründen konnten.

## II.

Sokrates hat eben das Zeitalter der Gebundenheit bereits hinter sich und gehört der Periode der Aufklärung an, die es in der alten Geschichte ebenso wie in der neuen gibt, mit denselben entscheidenden Merkmalen. In einer solchen Zeit schöpft die Politik ihre leitenden Ideen aus dem Wirken der geistigen Elite; niemand wird glauben, die Erklärung der Menschenrechte sei in den Kabinetten erfonnen worden. Nun beginnt die Überhebung der menschlichen Vernunft, der Triumph der Ratio. Der hochmütige Rationalist schulmeister aus dem Handgelenk die Weltgeschichte von Adam bis zur Gegenwart. Durch Denken und Organisation glaubt er das goldene Zeitalter heraufzuführen zu können. Damit ist Gott abgeschafft, die Ratio ist Gott, und auf Vernichtung läuft's hinaus. Die göttlichen Ursprünge und dämonischen Untergründe des menschlichen Daseins kann der Rationalist nicht erkennen und will sie nicht demütig verehren; seine „objektive“ Voraussetzungslosigkeit besteht darin, gegen diese Voraussetzungen blind zu sein. Im Aufklärungszeitalter wird der Geistige zum Führer und zugleich zum Zerstörer. Zu diesem Triumph der Ratio gehört ein blinder, das Hirn benebelnder Glaube, dem es auf Widersprüche nicht ankommt; und immer gab es in der philosophischen wie in der naturwissenschaftlichen Forschung eine intellektuelle Redlichkeit, die das Gesetz der Grenze beachtete, die um die Schranken der menschlichen Ratio wußte und Raum ließ für das Walten eines freien Schöpfergottes, der sich im Absoluten selbst auf eigene, nicht kausale Art bekundet. Aber maßgebend war nicht die redliche Besonnenheit, sondern der überhebliche Fanatismus. Wie die Parole von der Freiheit, d. h. der Ungebundenheit des freischwebenden Geistes, gerade einen lebendigen Menschen edlerer Art zu Verzweiflung bringen konnte, hat Nietzsche schon 1872 erschöpfend in seinem fünften Vortrag über die Zukunft unserer Bildungsanstalten dargestellt: ohne Hilfe und Halt sieht sich ein solcher von den ernstesten



Problemen umlagert, „Alles wirft ihn hin und her, zum Zeichen, daß alle Sterne erloschen sind, nach denen er sein Schiff lenken könnte. Denn ihm ist die gerade für edler ausgerüstete Jünglinge unerträgliche Last aufgebürdet, allein zu stehen in einem Alter, in dem Hingebung an große Führer gleichsam das natürlichste und nächste Bedürfnis ist.“ Und wie, wenn weniger edel ausgerüstete Naturen diese furchtbare Freiheit des Geistes kosten, wenn über solchen alle jenseitigen Sterne erloschen sind? Dann entsteht das, was Nietzsche ebenfalls sah und prophezeite: die geistige Elite als Trägerin des Nihilismus — oder die russische Intelligenz, deren geographische Verbreitung sich keineswegs auf Rußland beschränkte. In Rußland wurde eben die Tendenz der Aufklärung besonders gläubig und elementar zu Ende getrieben; die Intelligenz diente der Sache der Gesellschaft, ihr Ziel war die Herbeiführung der vollkommenen, vernunftgemäßen, gerechten — der kommunistischen Gesellschaftsordnung. Und wie sah dieser Kampf aus? Bleiche, halbverhungerte Studenten, wurzellose, kurzichtige Menschen, reizlose, unglücklich zwittherhafte Frauenzimmer saßen im Qualm von Kellern oder Dachkammern und zergliedern allwissend die Probleme; dann gehen sie zum Volk, nicht um von ihm zu empfangen, sondern nur, um zu geben, um es ebenso aufgeklärt und intelligent zu machen wie sie, zerstört, zerstörend und wurzellos wie sie. Sie heken gegen jede Rangordnung der Werte, gegen jede gott- und naturgewollte Gliederung entsprechend der Substanz, die einer sich nicht selbst geben kann; denn absolute Gleichheit ist das Ziel, Einebnung, Zerstörung. So viel schwelender Haß, menschliche Entartung und rassistische Minderwertigkeit auch hier am Werke sind: das Wirken dieser meist uneigennütigen und materiell bedürfnislosen Alzeten und Märtyrer einer satanischen Lehre hat seinen eigenen Sinn. Hier führt sich die Intelligenz ad absurdum und begeht feierlich Selbstmord. Die vollkommen gleiche Gesellschaft duldet keine besonderen Geistigen mehr: alle sind gleich, alle sind Masse, jeder hat der Befriedigung der wirtschaftlichen und primitiv tierischen Bedürfnisse zu dienen. Die Schicht der fanatischen Intelligenzzigeuner schwindet im heutigen Rußland. Dieser Prozeß hat einen Gesamtsinn: geistige Vorläufer, politische Täter, geistige Mit- und Nachläufer vollzogen ihn gemeinsam. Seine Spuren zeigt der Zerstörungsprozeß in ganz Europa, wenn nicht auf der ganzen Erde. Die verwüstenden Wirkungen gingen ans Mark des Lebens.

### III.

Von einem Zeitalter der Bindung, Gesundheit, Stärke sprachen wir zuerst, und dann von einem Zeitalter der Aufklärung, Krankheit, Zerstörung. Immer sehen wir in der Geschichte die gesunden und heilen Gestaltungen in Krankheit und Verfall geraten. Den Glauben an den abschließenden, vollkommenen Endzustand des Irdischen wollen wir den Marxisten überlassen. Aber muß jede Krankheit zum Tode führen? Und hier erhebt sich die Frage: wo stehen heute wir Deutsche? Sind wir ein völlig gesundes und heiles Volk? Nein. Sind wir ein unheilbar und tödlich krankes Volk? Nein. Wir sind ein genesendes Volk. Wir stemmen uns gegen die Bewegungsrichtung des 19. Jahrhunderts; unsere deutsche Revolution ist nicht ein Weiterrollen in den Abgrund, sondern Zurückwälzung (re-volutio) auf die reinen Ursprünge. Die Verfassung soll nicht weitergehen. Die Massen werden, noch in massengleicher Form, in Form gebracht, geschieden in Befehlende und Gehorchende, durch Zwang, Suggestion und eigenen Willen dazu veranlaßt, sich einem Führer anzuvertrauen, der ihnen zur Entmaßung, zur Volkwerdung verheißt. Der Versuch der Zurückdrehung (nicht zurück in eine nahe oder ferne Vergangenheit, sondern zurück vom Abgrund — oder hinweg über den Abgrund, jedes Bild ist schief) ist etwas Ungeheuerliches, wer an eine sich von selbst vollziehende organische oder dialektische Entwicklung des Ge-

schehens glaubt, wird ihn für unmöglich halten, und nur der wird mitkönnen, der bei aller Anerkennung der menschlichen Grenzen und Schwächen doch dem Menschen die Würde des Eingriffs zugesteht. Ein Beispiel: da die alten großen Kulturen regelmäßig an dem Aussterben der Wertvollsten, des schöpferischen Rassekerns, zugrunde gingen, so sucht der neue deutsche Staat bewußt die zur Kulturleistung befähigten Menschen, die Erbwertträger, durch Rassenhygiene zu erhalten und damit die Ursachen des vorher als unvermeidbar geltenden Kulturunterganges zu vermeiden. Die alterlose Jugend will in alternder Zeit lieber an ein Wunder glauben als an eine selbsttätige Entwicklung: das bezeichnet das Wollen unserer deutschen Gegenwart. Und es ist ihr eigen, nicht untätig zu warten, bis Gott-Ordner unsere Not sieht und wieder zum Steuer greift, sondern selbst zu ordnen, was zu ordnen ist, und ihm dadurch die Lenkung zurückzugeben. Denn wir können dem Eindringen des Göttlichen eine Stätte bereiten, können Voraussetzungen schaffen für seinen Zugriff: so viel hängt von uns ab. Das kann nicht geschehen im Glauben an die Allmacht der Ratio und Organisation, an die vollkommene, für ewig stabilisierte Gesellschaftsordnung — das wäre ja der Bolschewismus, dem wir knapp entgangen sind — das kann nicht geschehen im Glauben an die lustigen Konstruktionen des Intellekts, sondern nur im Wissen um die Gebundenheiten und geheimnisvollen Gesetze des Lebens von Familie, Volk, Staat — Gesetze, die jedes Regiment anerkennen muß und nur bei Strafe des Untergangs mißachten darf. Darüber kann man gar nicht genug aufgeklärt sein; eine solche Aufklärung ist gerade Vernichtung des Rationalismus und führt zur Ehrfurcht, Zucht und Demut.

## IV.

So zeigt sich uns die Lage unserer genesenden, genesen wollenden deutschen Gegenwart; wie steht es nun um Ort und Funktion der geistig Schaffenden für diese Zeit? Zuvörderst: deutsche Denker waren Vorläufer und Vorbereiter der deutschen Revolution, und man darf den Zeitraum dieser Vorbereitung nicht zu kurz fassen, Im Jahre 1800 erschien Fichtes „geschlossener Handelsstaat“, der mit seiner Konzeption des totalen Staates und der wirtschaftlichen Autarkie hier zu nennen ist. Es gehört hierher, wenn schon vorher Herder das eigentümliche, naturgewachsene Wesen des Volksgeistes erspürte, wenn Hegel die denkerische Grundlage gab für die planmäßige und selbstherrliche Ausschließlichkeit der einzelnen Nationen, die sich als einmalige, unersehbare Träger des Weltgeistes fühlen. So kann man die Linie der Vorläufer weiterziehen über Lagarde bis Moeller van den Bruck. Aber so sehr ein Fichte und andere zur praktischen Verwirklichung drängten, so blieb doch ihr Wirken „rein“ geistige Revolution und Opposition und überwand nicht die herrschenden Gewalten der liberalen Zeit. Ihre ganze Kraft gab sich aus in der gedanklichen und schriftstellerischen Vollendung ihrer Werke; vielleicht kann in Zeiten der Erfüllung über diese Gegenstände nicht mehr so geschrieben werden. Dagegen ist es die Art des deutschen Revolutionärs von heute, die praktische Durchsetzung und Verwirklichung der Idee zu wagen. Und wenn leitende Staatsmänner des neuen Deutschland auch einmal ein Buch schreiben, so ist das nicht theoretischer und nur gedanklicher Nationalsozialismus, sondern eine Vorstufe zur Tat, eine Basis, die politische Aktionen und Zugriffe allererst ermöglichen soll: es ist schon angewandter Nationalsozialismus. Der Nationalsozialismus ist kein wissenschaftliches System, keine geschlossene Doktrin, kein orthodoxy, starres Dogma (das wie der „wissenschaftliche“ Marrismus schnell der Verkalkung verfallen würde); er ist zunächst ein bestimmtes menschliches Sein, das auch durch Uniform und Parteiabzeichen nicht zu erwerben ist, die Haltung dessen, der die Verwirklichung der Idee wagt. Es ist klar, daß die militärischen, aktivistischen Formen der Durchsetzung jetzt vor allem in den Vordergrund treten. Es ist klar, daß Schriften



maßgebender Führer, die Anleitungen zu Taten sind, auch verbindlich sind: Taten sind unwiderruflich und müssen durch Gelingen, Versuch, Irrtum und Korrektur zum Ziele leiten. Aber die spezifische Aufgabe der geistig Schaffenden kann nicht einfach in der Praxis und bloßen Anwendung liegen in einer Übergangszeit, die eine fraglose gedankliche und Glaubensgrundlage des neuen Seins noch nicht gewonnen hat. Es wäre Fiktion, das zu glauben; die ideenmäßige Durchdringung der Menge hat erst angefangen, hier bleibt noch viel zu tun.

Was heute an theoretischen Betrachtungen der neuen Zeit vorliegt, sind nicht abschließende Dogmen, sondern versuchende Deutungen des Prozesses, der sich um uns und in uns abspielt. Aber die geistige Untermauerung, die Erkenntnis der Zusammenhänge, die Vorausberechnung der weiteren Schritte: das kann nur die verantwortliche Arbeit der geistig Schaffenden ermöglichen. Die Fragen: Reich und Nationalstaat, Volkstum und Evangelium, Geschichte und Rasse, um nur einiges zu nennen, das sind Probleme, mit denen weiter in geistiger Strenge auf Tod und Leben gerungen werden muß. Wenn Repräsentanten des neuen Seins diesen geistigen Kampf wagen, so ist nicht zu befürchten, daß ihr Unternehmen zu leeren Gedankenarabesken entarte; aber abwegig wäre es, dieses Ringen für unnötig zu erklären und als liberal auszusprechen, weil alle Fragen schon ausgemacht seien. Sie sind es nicht, lebendiger Geist ist not. Die Leistung unseres in den Jugendverbänden erzogenen Nachwuchses hängt auf die Dauer von dem weiteren Aufbau, von der Festigung der geistigen Fundamente ab, auf dem seine Erziehung errichtet ist. Nicht in unbewußter, paradiesischer Rindlichkeit, nein, nur in bewußter, durch Wissen und Denken neu erkämpfter Unbefangenheit können wir die Forderungen der Zeit erfüllen. Und wer in strengem Dienst an diesem Werk arbeitet, vielleicht auch heute noch einsam und in der Dachkammer hungernd, ist nicht liberalistisch und veraltet, sondern erfüllt eine lebensnotwendige Aufgabe. Er ist kein „Intellektueller“, obwohl gewiß nicht alle unserer Intellektuellen Emigranten wurden; aber das sind auch — Intellektuelle, die sich ohne Not mit fliegenden Rockschößen gleichgeschaltet haben und uns vielfach durch ein Geschreie von untadeliger Gesinnung die Presse verhunzen. Sie haben nie mit den Problemen gerungen, alles ist ja so radikal einfach und wird mit wenigen Schlagworten erledigt in Artikeln, in denen der deutsche Sprachschatz auf ein Behtel seines Bestandes einschrumpft. Dagegen treiben die geistig Schaffenden im echten Sinne in Dichtung, Kunst und Wissenschaft den Prozeß der Zeit vorwärts, mit ihrem Gesicht zugeteilt dem Leben im Ganzen und in der Gebundenheit, im neuen Staat, aber auf sich selbst stehend, die Wahrheit noch suchend und nicht einfach verwaltend. Gezüchtet können solche Männer nicht werden; ihr Dasein hängt davon ab, daß deutsche Mütter durch Gottes Gnade Auserwählte gebären. Aber in ihrem Wirken können sie gefördert werden. Und erst als Zukunftsziel kann man anstreben das völlige Eingebettetsein der Schaffenden in einen fraglos gegebenen, politisch-religiösen Lebensgrund, das Wirken in der Art des schlichten Handwerksmeisters. Dieses Getragen sein, diese völlige Genesung haben wir noch nicht erreicht; es ist etwas Großes und Einziges, wenn wir uns überhaupt in dieser Richtung bewegen.

# Lebendige Vergangenheit

Aus Gracian (1601–58) „Handorakel der Weltklugheit“,  
übersetzt von Arthur Schopenhauer

Den Götzen macht nicht, der ihn schnitz und vergoldet, sondern der ihn anbetet.

✱

Es ist das gewöhnliche Unglück alles sehr Gerühmten, daß es der übertriebenen Vorstellung, die man sich von ihm machte, nachher nicht gleichkommen kann. Nie noch konnte das Wirkliche das Eingebildete erreichen: Vollkommenheiten zu erdenken ist leicht, sie zu verwirklichen sehr schwer.

✱

Es sei ein wichtiger Gegenstand unserer Aufmerksamkeit, nicht in Superlativen zu reden; theils um nicht der Wahrheit zu nahe zu treten, theils um nicht unseren Verstand herabzusetzen. Die Übertreibungen sind Verschwendungen der Hochschätzung und zeugen von der Beschränktheit unserer Kenntnisse und unseres Geschmacks. Das Lob erweckt lebhaftes Neugierde und reizt das Begehren; und wenn nun nachher, wie es sich gemeinlich trifft, der Wert dem Preise nicht entspricht, so wendet die getäuschte Erwartung sich gegen den Betrug und rächt sich durch Geringschätzung des Gerühmten und des Rühmers.

✱

Es beweist ein großes Herz mit Reichtum an Geduld, wenn man nie in eiliger Aufregung, nie leidenschaftlich ist. Nur durch die weiten Räume der Zeit gelangt man zum Treffpunkt der Gelegenheit. Weiße Zurückhaltung bringt die richtigen, lange geheim zu haltenden Entschlüsse zur Reife. Die Krücke der Zeit richtet mehr aus als die eiserne Keule des Herkules. Gott selbst züchtigt nicht mit dem Knüttel, sondern mit der Zeit.

✱

Der große Haufen hat viel Köpfe und folglich viele Augen zur Mißgunst und viele Zungen zur Verunglimpfung. Geschieht es, daß unter ihm irgendeine üble Rede in Umlauf kommt, so kann das größte Ansehen darunter leiden; wird sie gar zu einem gemeinen Spitznamen, so kann sie die Ehre untergraben. Den Anlaß gibt meist irgendein hervorstechender Übelstand, ein lächerlicher Fehler. Es gibt Lästermäuler, die einen großen Ruf schneller durch ein Mißwort hinrichten als durch einen offen hingeworfenen, frechen Vorwurf.

✱

Alles ist gut und alles ist schlecht, wie es die Stimmen wollen. Was dieser wünscht, haßt jener. Ein unerträglicher Narr ist, wer alles nach seinen Begriffen ordnen will.

✱

Es ist eine Regel der Klugen, die Dinge zu verlassen, noch ehe sie uns verlassen. Man wisse aus seinem Ende selbst sich einen Triumph zu bereiten. Laßt uns nicht abwarten, daß die Welt uns den Rücken kehre und uns, noch im Gefühl lebendig, aber in der Hochachtung gestorben, zu Grabe trage.

✱

Der Kluge passe sich, im Schmuck des Geistes wie des Leibes, der Gegenwart an, wenngleich ihm die Vergangenheit besser scheint. Nur von der Güte des Herzens gilt diese Lebensregel nicht; denn zu jeder Zeit soll man die Tugend üben. Man will heut-



zutage nichts von ihr wissen; die Wahrheit reden oder sein Wort halten, scheinen Dinge aus einer anderen Zeit; so scheinen auch die guten Leute noch aus der guten Zeit zu sein, sind aber doch noch geliebt.

\*

Der verständige Mann kann genötigt werden, ein Widersacher, aber nicht, ein nichtswürdiger Widersacher zu sein. Jeder muß handeln, als der er ist, nicht als der, wozu sie ihn machen möchten. Man kämpfe so, daß man nicht bloß durch die Übermacht, sondern auch durch die Kampfesweise sich überlegen zeige. Ein niederträchtiger Sieg ist kein Ruhm, sondern eine Niederlage. Der rechtliche Mann braucht nie verbotene Waffen. Man setze seinen Ruhm darein, daß, wenn Edelsinn, Großmut und Treue aus der Welt vertrieben wären, sie in unserer eigenen Brust noch eine Stätte finden können.

\*

Mitmachen, soweit es der Anstand erlaubt. Man mache sich nicht immer wichtig und widerwärtig, das gehört zur edlen Sitte. Etwas kann man sich von seiner Würde vergeben, um die allgemeine Zuneigung zu gewinnen. Man lasse sich zuweilen das gefallen, was die meisten sich gefallen lassen, jedoch ohne den Anstand dabei zu verlieren. Denn wer öffentlich für einen Narren gilt, wird nicht im Stillen für gescheit gehalten. Ein Tag der Ausgelassenheit kann mehr verlieren, als alle übrigen Tage der Ehrbarkeit gewonnen haben. Jedoch soll man sich auch nicht immer ausschließen; denn Absonderung verurteilt die übrigen.

## HEINRICH WOLFGANG SEIDEL

### Nestwurz

Novelle (Fortsetzung)

Als der Vater verschwunden war, langsam zwischen den Stämmen des Hintergrundes emporsteigend und dann plötzlich mit ihnen eins, als habe ihn die geheimnisvoll laufende, knarrende, wipfelgeborgene Macht selber in eine Föhre verwandelt oder in eine harzbesprengte Tanne, ließ sich der Knabe, dem Forellenteich ausweichend, rasch an der Uferkante hinunter und begann, den Weg über den Gießbach zurückzunehmen. Er sollte hier warten, bis der Vater zurückkehrte, außerdem war ja die Familie in Rufweite oder doch erreichbar — was er nun trieb, das blieb ihm überlassen, und er war damit zufrieden. Er war es gewohnt, allein zu sein, und diese Gewohnheit hatte bereits begonnen, ihn ungesellig zu machen und ihn einer künstlichen Welt zu verpflichten. Dafür trug alles, was sonst als die irdische Gegebenheit eines elfjährigen Knaben gilt, für ihn das Gepräge einer Bühnenlandschaft. Seine Mitschüler verdunsteten, sobald die Schulstunden vorüber waren, ins Wesenlose, seine Lehrer sah er als eine Art von immer wiederkehrenden Traumgestalten an, die kein Privatleben hatten, sie waren zwischen acht und ein Uhr vorhanden und schienen im übrigen dem ausgestopften Fuchs zu gleichen, der in der Naturkunde gezeigt wurde und der für gewöhnlich in einem Glasschrank wohnte; niemand hatte diese seine Höhle je gesehen, denn Herr Boltermann brachte ihn unter dem Arm mit. Selbst das Schulhaus, rübelgelb und zottig mit Epheu berankt, vergaß er, sobald er nach Hause trottete. Auf der Straße aber fluteten Schatten, Geschöpfe, mit

denen man nicht sprach, jeder lebte für sich. Alles dies war eigentlich nicht wirklich, man konnte durch Schließen der Augen einen Lehrer in eine bloße Stimme verwandeln, und wer sich die Ohren zuhielt, der tötete ihn vollends. Wie viel lebendiger aber war alles, was man sich selber ausdachte, wieviel farbiger und befeelter! Heinrich Sommerland wußte sich mit Hunderten von Wesen befreundete, die keiner seiner Hausgenossen je erblickt hatte, die er liebte oder haßte, die auf seinen Befehl zu ihm kamen wie dienstbare Luftgeister und willig verwehten, falls er ihrer überdrüssig war. Sein geliebtester Freund aber war jener Knabe, den er nur mit dem eigenen Namen benennen konnte und der aus ihm herausprang und als lächelndes Spiegelbild vor ihm stand, ihm verzweifelt ähnlich, aber dazu über alle jene angenehmen und heldenhaften Eigenschaften verfügend, die er schmerzlich bei sich vermisse.

Dieses andere oder eigentliche Ich, bei dem er es offen ließ, ob es eine Gestalt war, die er im Augenblicke seiner Geburt eingeübt hatte oder der er entgegenstrebte als einer noch zukünftigen und unvollendeten Erscheinung, stand ihm auch in dieser Stunde zur Verfügung. Er verschmolz mit ihr, wie der Held mit einer Rüstung verschmilzt, die ihm unsichtbare Götter anlegen; er war nun durchaus ein Mensch, mit dem er zufrieden sein konnte, fast glaubte er zu fühlen, wie sein Blut feuriger kreiste, wie seine Muskeln sich spannten und wie sich auch die Landschaft wandelte – dies war nicht mehr der schlesische Gießbach, über den sein Vater so nachdenkliche Gedanken geäußert hatte, dies war ein Gewässer mit indianischem Namen, und die Stimme des Weltgeistes sang ihm Verse zu, die er einmal entzückt gelesen hatte:

Der Mond trieb langsam übers Haupt der Fichten,  
Der Fluß hielt singend Wacht;  
Die Sierren jenseits reckten ihre lichten  
Schneezacken in die Nacht ...

Er sprach die Beilen Bret Hartes vor sich hin wie eine Zauberformel und nahm keinen Anstoß daran, daß die Vormittagssonne glühte und daß auch die zerklüfteten Eispipfel in diesem Augenblick unsichtbar blieben. Aber die unberührte Einsamkeit war da, und der Mensch wurde von der quellenenden Schöpfung aufgesogen wie ein Tautropfen; er war ein Nichts vor dem Riesenwuchs der rötlichen Stämme, vor der Wassergewalt und der geballten Macht der Felsen, er war nahe dem Tier und den Pflanzen befreundet und mußte seinen Weg finden und sich behaupten durch die Kühnheit des Herzens und einen erfinderischen Geist.

Heinrich Sommerland spielte alsbald das ewige Spiel, das allein den Knaben zum Manne macht: das Traumspiel des Pfadfinders. Er sagte bei sich selbst: „Ich werde diesen Fluß kennenlernen wie kein anderer“, und es störte ihn nicht, daß der Fluß ein Bach war. Was war schließlich groß, was klein? Worauf es ankam, waren Mühsal und Geduld, war die Schärfung der Sinne, war etwas wie jene Beharrlichkeit, die vor dem Versteck eines wilden Tieres eine ganze Mondnacht lang auf der Lauer lag oder durch zehn Jahre hindurch die kühlen Nächte vor dem Okular verbrachte, um den Stern aller Sterne zu entdecken. Vielleicht war es kennzeichnend für den Knaben, daß er am Ende seiner Traumwege nie eine beglückte Menge erblickte, die ihn jauchzend durch die Straßen trug; aber das Wort „geheimes Wissen“ erwärmte ihn, und nichts konnte ihn heftiger reizen als die Vorstellung einer verborgenen Weisheit, und die Befriedigung, Geheimnisse zu enthüllen und neuen Geheimnissen auf die Spur zu kommen.



Er kletterte alsbald auf den Felsstücken umher, die die Macht der Frühljahrsfluten losgerissen und die Gewalt der Strömung weitergetrieben hatte; er stand schmal und windverweht auf einem Urhaupt oder lag wie ein Tier über einer gestreckten Rackennase und blickte in die bewegte Feuchte hinunter. Plötzlich merkte er, daß alle diese Steinbrocken eine Gestalt besaßen, die an andre Bildungen erinnerte; er entdeckte Löwen und schlafende Nilpferde, flachgewölbte Schildkröten und Straußeneier. Zuweilen hatten sich die granitenen Geschöpfe wie zu einer Beratung zusammengedrängt: da gab es Höhlen und beschattete Winkel, ja sogar Festungen, deren Wände dauerhaft schützten wie das Gebirge selbst, deren Boden mit weißem Sand bedeckt war und zwischen denen man sich verbergen und auf dem Rücken liegen konnte, den blauen Sommerhimmel betrachtend und umtozt vom Geräusch der unsichtbaren Flut. Heinrich Sommerland erwählte eine dieser Inseln zu seinem Hauptquartier und kam sich geborgener vor als je in seinem Leben.

„Jetzt bin ich ein Inselmensch“, dachte er; aber er wußte nicht, daß er es auch vorher schon gewesen war und immer sein würde. Er saß auf dem Sande und lehnte sich an den uralten Granit, der ihm von seinem Schatten mitteilte, zugleich jedoch blickte er auf jene Fläche, die frei in der Sonne lag, und bemerkte, wie das lose Steinpulver ihn mit zahllosen Quarzäugen ansunkelte; dies gab ihm ein angenehmes Gefühl von tropischer Wüste, und als er dann noch über sich einen Raubvogel entdeckte, der damit beschäftigt schien, sich in die Unendlichkeit hinaufzuschrauben und der das einzige Geschöpf war, das ihn sehen konnte, da war sein Leben wie ein gefüllter Becher und er verlangte nichts mehr. Unbeweglich behüteten ihn die gelassenen Steine, heiße Luft küßte seine Hand, sobald er sie ausstreckte, er vernahm das leise Tosen der Flut und sah das Wasser durch einige Lücken des Walles aufbliken; es war von Schaumblasen gekrönt, wich aber zurück vor dem reinen Gefild, auf dem er ruhte und bald in die Gefahr kam, einzuschlafen: denn immer singt alle Flut das Lied des Vaters Okeanus, das Lied des gewaltigen Schlummers in der grünen Tiefe.

Es trat indessen ein Ereignis ein, das jede Müdigkeit verschlechte: er wurde zum Entdecker, und es bemächtigte sich seiner jene betörende Lust, die nur Jäger und Schatzgräber aller Grade kennenlernen. Ein fremdartiges Leuchten hatte ihn aufgestört, als er sich wie ein Tier in der Sonne reckte, erst ausgestreckt und mit der Brust den Sand streifend, dann halb aufgerichtet, als locke ihn eine Beute. Das Leuchten geschah unter dem flachen Wasser, kurz bevor die Insel ihm einen Damm setzte, und es war ein Schein, der ihn an das grüne Licht erinnerte, das dem Versinken der gleißenden Sonnenscheibe im Meer zu folgen pflegt. Er meinte zunächst, daß der Bach hier einen Stein mitgespült habe, den eine wunderliche Laune der Natur in Eidechsenform geschaffen und mit smaragdener Farbe begnadet habe. Vorsichtig hob er das Mirakel heraus und fand, daß er ein farbiges Glas in der Hand hielt, ein abgesplittertes, sanft geschweiftes Bruchstück eines grünen Himmels. Und alsbald tat sich diese winkelhafte Ausbuchtung als eine wirkliche Schatzhöhle hervor, denn da lag nun das angetriebene Gut edelsteinhaft und schien auf ihn allein gewartet zu haben. Er barg eins nach dem andern: blau bereifte Kugeln von der Gestalt einer Weinbeere, goldgelbe Scherben wie Topas, ein viereckiges Gebilde, das rot geädert war, als habe es Lebensblut in sich, eine Scheibe Eiskristall, opalfarbene Henkel und einige fischartige Stücke, die so dunkel waren wie eine mondlose Nacht, die aber in der Sonne malzbraun aufstrahlten. Heinrich Sommerland ahnte, daß alle diese Kostbarkeiten an einem nicht weit entfernten Orte durch die Bezeichnung „Bruch“ verunehrt worden waren und daß die alte Glashütte sie auf eine freudlose

Wanderung geschickt hatte – aber waren sie deshalb weniger köstlich? Er hatte eine angeborene Liebe zu allem Verachteten, den Troß des Einsamen, der sich dem allgemeinen Urteil widersetzt und Engel bewirtet, wo die Welt an ein Frühstück von Landstreichern glaubt. Und da er die Fähigkeit besaß, wirkliche und eingebilbete Gespräche – er debattierte dauernd „im Geist“ – mit den Worten zu beenden: „ich aber finde es schön!“ so tat er es auch diesmal und bemächtigte sich damit eines Glückes, das ihn für manches entschädigte.

Indem seine Hand bald diesen bald jenen der erstarrten Feuerflüsse in die Sonne hob, befand sich sein Geist in beglückender Unwissenheit über das Gewordensein solcher Kunstgebilde. Er dachte an die alte Glashütte wie an eine unwirkliche Behausung, in der Magier tätig waren; ja, dies waren Besitztümer, von Zauberern verloren und von ihm in guter Stunde aufgefunden. Da es elf Stücke waren, so mochte jedes für eins seiner Jahre gelten, und er ordnete sie auf dem Sande, innig angetan von ihrer Glätte, Kühle und Reinheit; aber er schien doch Unterschiede zu machen und nannte die einen gut, die anderen böse, ohne zu wissen, weshalb er es tat. Das Glas mit den Schneekristallen erinnerte ihn an Weihnachten, und jener eidechsenhafte Stein, den er zuerst entdeckt, schien ihm drachenhaft bedenklich, die malzfarbenen Fische sahen dumm aus, während die opalenen Hentelschlangen von Magie troffen. Sicher würde er in den nächsten Wochen seinen Schatz unerhört vermehren, vielleicht fand er sogar einige Erzeugnisse der verschollenen Venediger, unausdenkbare Gespinnste, die singen konnten, wenn man sie berührte: jetzt überfluteten ihn bereits Welt-herrschaftsgefühle, ihm fielen die Ophirschiffe Salomos ein, er träumte von ägyptischen Gottheiten, die ganz aus smaragdenem Glas bestanden, und dann legte er das Gesicht in die Hände, um besser nachzudenken, und schlief tatsächlich ein.

Niemand weiß, woher es Vätern gegeben ist, plötzlich aus dem Nichts zu erstehen; jedenfalls nahm der später aufschreckend erwachte Knabe es wie etwas Selbstverständliches hin, daß da auf der Höhe seines Steinwalles der Kammergerichtsrat Sommerland stand, in steifer Reglosigkeit einem Marabu gleichend und ihm zurufend: „komm!“ Heinrich raffte seine Beute zusammen, und mußte hören, daß der etwas kurzfristige Marabu das Ganze „bunte Steine“ nannte und auch nicht unterließ, etwa eintretende Überfracht auf der Heimreise schon jetzt abzulehnen; wolle denn das Söhnlein das halbe Gebirge mitnehmen? „Warum müssen große Leute immer so übertreiben“ dachte der Knabe und begann alsbald, ernüchtert, hinter seinem Erzeuger einherzutrotten.

## IV.

Zu Hause erfuhr Heinrich, daß man an diesem Orte das Mittagsmahl mit den übrigen Gästen des Hauses zusammen einnehme, in einem Raum, den man nur mit exemplarisch reingewaschenen Händen und im Sonntagsanzug betrete, denn viele Augen seien dort auf jeden gerichtet und es gälte, sich wohl-erzogen zu benehmen und schweigend den Gesprächen der Erwachsenen zu lauschen. Er hielt das für eine ziemliche Erschwerung der Nahrungsaufnahme, war es aber durchaus zufrieden, daß er sich nicht zu äußern brauche, denn seine Vorstellung von Tischgesprächen war noch nicht entfarbt durch Herabsinken aus dem idealen Raum in die nüchterne Wirklichkeit; er war daher sanft gespannt, nun einmal beweiskräftig zu erfahren, wie sich die Erwachsenen, wenn sie unter sich seien, benähmen; jeder Satz, so erwartete er, würde da von Geist und Unmut strahlen und es würden sicher Dinge gesagt werden, die er am Familientisch noch nicht vernommen hatte. So schmückte ihn denn blasse Wohlerzogenheit beim Eintritt in den Saal, er blickte krampfhaft auf seinen Erzeuger und kam sich in



hohem Maße mitgenommen vor, während er zugleich doch das Gefühl hatte, einem geschlossenen Fähnlein anzugehören, das soeben auf dem Turnierplatz eintritt.

Sein erster Eindruck war der eines schwermütigen Raumes, den man hätte lüften sollen und der seinerseits alle Gäste, die ihn betraten, in Mitglieder einer Verschwörerbande verwandelte. Es gab dort eine schwarzgestrichene Anrichte mit einem bücherschrankähnlichen Aufsatz, hinter dessen verglasten Türcchen nie benutzte Pokale und Goldbrandteller gleich Gefangenen trauerten, es gab in den vier Ecken von Korbsesseln umringte Tische, sichtlich bestimmt, nach dem Mahl Geselligkeit zu sammeln, ob man nun in ledderner Weise Dame spielte oder Tricktrick, falls man es nicht vorzog, auf das Freiwerden der einzigen Zeitung zu warten, die stets ein anderer las. Es gab Gemälde an den Wänden, dunkel gerahmt und offenbar mit übriggebliebener Bratensauce hergestellt — Gemälde, die etwa eine Wildschweinjagd im Winter oder eine jener Darstellungen vermittelten, die Stilleben genannt werden: sie lebten auch mehr als still und deuteten auf die Welt eines höchst zerstreuten menschlichen Wesens, das seinen Schädel, seinen gekochten Hummer, seine Bibel und einiges Obst auf einen Haufen zusammengeraumt hatte, um etwas Verlorenes zu suchen — vermutlich seinen Verstand. Und es gab vor allem in der Mitte des Saales eine gedeckte Tafel mit drei noch unbesetzten hochlehnigen Stühlen und einer bereits versammelten Tischgesellschaft, die mit einer Mischung von Neugier und Ablehnung die Eintretenden musterte.

Als der Glasmaler, der das obere Ende des Tisches behauptete, die neuen Gäste vorstellte, klang es fast ebenso, als läse er das Namensschildchen eines seltenen Tieres im Zoologischen Garten vor, und der Knabe wunderte sich im stillen, wie fremdartig ihm plötzlich der eigene Vater erschien; er sah befriedigt, mit welcher Würde sich sein Erzeuger verbeugte und erfuhr außerdem, daß seine Mutter eine Gemahlin sei; aber er fand auch, daß der Vater über ein merkwürdiges maskenhaftes Lächeln verfüge, das er an ihm noch nie gesehen hatte, und daß es zum mindesten sonderbar sei, wie sich alle diese Erwachsenen eine Minute lang ernst nahmen, wobei einige nur flüchtig den Sitz lüfteten, mit gebuckeltem Rücken und vorgestreckter Stirn Undeutliches murmelnd. Er selbst setzte sich zuletzt; niemand hatte ihn vorgestellt. Und dann brandete sofort wieder das unterbrochene Gespräch auf, als sei die Familie Sommerland, die er einstweilen als allein wirklich empfand, überhaupt nicht mehr vorhanden. Zugleich traten zwei Dienerinnen ein und brachten gefüllte Suppenteller, in denen auf einer gelblichen Flüssigkeit abgezählte Klößchen schwammen. Heinrich dachte irgendetwas Märchenhaftes, etwas, das er gar nicht denken wollte, das aber einfach da war wider seinen Willen: „sie aßen, sie tranken, sie waren guter Dinge.“

Waren sie wirklich guter Dinge? Sicher waren sie laut, sie konnten während des Löffelns schwätzen und einer — ein alter Herr mit einem Schnurrbart, der auf und ab wippte — schlürfte sogar. Der Knabe bemühte sich, mit seinem entseßlich großen Eßlöffel überhaupt kein Geräusch zu machen und die erste Zeit wagte er es überhaupt nicht, über den Tisch zu blicken, denn er fürchtete, daß ihn dann alle ansehen und der erste beste ein Gespräch mit ihm anfangen würde. Er saß schlank und aufrecht unter all diesen Erwachsenen wie die winzige Feuerblüte des Erdrachs im Schatten mächtiger Georginenhäupter und wenn er sie betrachten wollte, mußte er den Kopf erheben. Aber eben dies reizte ihn; er kam sich vor wie in einem Theater, fremdartige Dinge begaben sich auf dieser Bühne, alles hatte etwas zu bedeuten, das man nicht sofort erriet; er hätte bereits an diesen Augen, Nasen, Mündern seine Lust gesehen, an diesen bewaldeten oder kahlen Schädelkuppen, an ungewohntem Schmuck und Kleidern, die

andern Wesen entsprachen als er selbst eins war, aber sie redeten auch mit den merkwürdigsten Stimmen und in ungebräuchlichen Dialekten und – was redeten sie alles! Höchst erwachsene Sakgebilde waren das, Urteile von Weltkennern vermutlich, abgrundtiefer Scherz und leicht spielendes Geflatter von bloßen Andeutungen; er wußte nicht, ob dies aus Bequemlichkeit geschah oder weil Gefahr zu vermeiden war, denn er nahm an, daß große Leute ein gefährliches Leben führten.

Der Knabe machte alsbald die Entdeckung, daß sein Vater keineswegs, wie er bisher angenommen, das Haupt jeder Gesellschaft war, in der er sich bewegte. Er erblickte ihn plötzlich als einen Mann bescheidener Zurückhaltung oder doch in Beobachterstellung, und die Führerschaft schien einem andern zuzufallen, einem Herren, der die Mitte der Tafel zierte und mit dem flirrenden Titel „Erzellenz“ angeredet wurde. Erzellenz war eine hagere Erscheinung mit einer silbernen Sardellenfrisur und auseinanderwehenden Bartflügeln, leicht vorgewölbten Augäpfeln und einem Lorgnon, das er alsbald benutzte, um in leutseligster Art die Schwemmklößchen seiner Suppe zu begrüßen. Er besaß eine sanfte, von Diskretion bebede Stimme, und sein Ausruf: „in der Tat Schwemmklößchen!“ schien diese Erfrischung in beruhigender Weise zu rechtfertigen, gleich als habe er zunächst irgendein rötliches Gemüse erwartet von bedenklicher Gesinnung. Aber Schwemmklößchen – er begann sie zu verzehren und seine gesenkten Lider bewiesen ein andächtiges Wohlgefallen.

Obwohl es in der Pension Sitte war, daß Erzellenz wohl anredete, aber nicht angeredet wurde, schien doch an diesem Tage ein Geist des Wagemutes ausgebrochen zu sein, vielleicht, weil es galt, Beziehungen zu behaupten, die den neu Angekommenen noch nicht zur Verfügung standen. So nahm jetzt ein mittelalterlicher Herr das Wort, der von der Erzellenz durch eine Witwe mit schaukelnden Perlohringen getrennt war und für gewöhnlich im Schatten ihrer Schulter und ihres ausladenden Seidenbusens ein unbeachtetes Dasein führte. Es war ein kleiner Mann, dessen allzu lange Haare und braune Sammetjacke auf einen Künstler deuteten, während seine vergrößerten Pupillen hinter goldner Brille und eine lehrhafte Bewegung des Zeigefingers den Gelehrten vermuten ließen, einen Geist von letzter Erkenntnis des Zeitalters. Er ließ sich Herr Doktor anreden, hatte aber in lässiger Stunde durchblicken lassen, daß seine Patienten an ihren Hufen und Klauen zu leiden hätten und daß sich unter ihnen eine Angorakake von sensitivster Gebrechlichkeit befand.

„Erzellenz verzeihen, aber die vaterländische Besorgnis läßt mir keine Ruhe, hatten Erzellenz wieder Post aus Berlin? Darf man, in aller Ehrfurcht, das Befinden unsres alten Herren mit Zuversicht betrachten? Ich möchte nicht neugierig erscheinen, ich weiß, daß nicht nur der Arzt, sondern auch der Staatsmann ihre berufliche Verschwiegenheit besitzen, aber wenn Erzellenz so gütig wären ...“

„Tja, mein lieber Doktor“ – die Erzellenz sagte das mit der rieselnden Geläufigkeit, aber auch mit der weltabgewandten Milde einer Sanduhr – „ich habe da freilich meine Verbindungen, habe sie immer noch, obwohl Er, den ich nicht nenne, meine Dienste in allerhöchster Nähe nicht mehr guthieß. Ich enthalte mich des Urteils, denn man debattiert nicht mit einem Vulkan, man zieht sich zurück und schweigt. Aber darf ich mich über den Gegenstand unsrer Verehrung äußern? Sie begreifen, daß es sich hier um eine europäische Angelegenheit handelt und daß die Kongestionen dieser Persönlichkeit ihre Wirkung haben bis in das fernste Negerdorf – (ich will damit nicht der heute so beliebten Kolonialpolitik zustimmen, ich konstatiere nur). Aber, um von ihm zu reden, den ich den Urakten nennen möchte: muß nicht auch er der Zeit seinen Tribut zahlen? Reicht



er nicht längst in Bezirke hinein, in der nur noch die Toten umwandeln, ja, ist es nicht phantastisch, wenn wir feststellen, daß ein Mann noch das Pferd besteigt, der mit Goethe sprach und auf der Fährte des Korzen ritt? Wir sind besorgt, das ist wahr, denn wir beurteilen auch ihn nach dem Maße unsrer eigenen Kraft, vielleicht aber gibt es ein Elizier, von Unsichtbaren gereicht, das ihn erhält und Lebensgewalt sammelt bis ins hundertste Jahr — wissen wir das Unmögliche, das ihm möglich ist? Denn es gibt Wunder, auch wenn die Gegenwart es nicht glauben will. Sie gestatten, daß ich nicht mehr sage. Ich bin ein alter Mann und wie Er meint, ein verbrauchter Mann. Ich liebe ein nachdenkliches Schweigen — auch der Uralte hat immer nur wenig Worte gehabt und aus Sparsamkeit Briefumschläge gewendet, um sie noch einmal zu benutzen. Wir wollen hoffen — wer vernag mehr?“

Der Fragende gab sich offenbar mit dieser Antwort zufrieden, und auch die andern begnügten sich mit beziehungsvollen Blicken, mit Kopfnicken und einem kurzen Verschlucken, währenddessen sich die Erzellenz das tägliche Glas Burgunder einschenkte; man sah eine geäderte Hand, die leise zitterte, und ein in der Mittagssonne flimmerndes Gefunkel eines in Gold gefaßten Smaragden. Die Erzellenz hatte gesprochen, und für einen Herzschlag tauschte weitflügelndes Schicksal durch den Raum.

Heinrich Sommerland aber, ein erstauntes Lächeln auf dem Gesicht, blickte die Erzellenz an und darnach alle anderen, die jetzt ihre abgebrochenen Gespräche wieder aufnahmen; er hatte eigentlich nichts verstanden, war indessen beglückt durch das Geheimnis des „Aralten“, dessen Befinden Europa erschütterte und dessen Name ihn an einen andern höchst Betagten erinnerte, der schon da war, ehe die Morgensterne jauchzten. Und dann gab es zum Überfluß noch jenen Gewaltigen, der die Erzellenz entwurzelt hatte und der ein Vulkan war: dies waren in der Tat mythologische Bekanntschaften, und er fand, daß seine Erwartung in bezug auf die Tischgespräche dieser Tafelrunde nicht enttäuscht worden war.

Er begann allmählich, sich sicher zu fühlen, denn tatsächlich hatte niemand die Absicht, ihn in ein Gespräch zu verwickeln, zugleich jedoch fühlte er, daß alle ihm freundlich gesinnt waren. Allerdings schienen die Versammelten mit den wirklichen Zuständen eines Knaben nicht mehr allzu genau Bescheid zu wissen, denn wie auf Verabredung hielten sie ihn für beneidenswert. Sie sprachen — mit Seitenblicken auf ihn — von der Jugend und erklärten sie für sorgenlos und unbeschreiblich heiter. „Wenn ich denke, wie gefräßig ich damals war“, bemerkte ein kahlköpfiger Herr mit einem Spitzbart, bräunliche Tropfen eines Verdauungsmittels in sein Glas abzählend, „so zweifle ich, ob mein Ich noch mit jener einstigen Existenz zusammenhängt! Na — Prost!“ Er trank Heinrich zu, und dieser dachte, daß dies eine sonderbare Art von Trinkspruch sei. Zugleich aber legte ihm die gewaltige Dame von Gegenüber ein kräftiges Stück Fleisch auf den Teller. „Nimm schon!“ sagte sie, und er nahm, obgleich er bereits so satt war, daß ihm die Luft ausging. Alle meinten es gut, dilettantischen Tierhalten vergleichbar, die ihren Hund zur Walzenform heranmäßen; was konnte er anders tun, als gleich jenem überfütterten Geschöpf ein wenig wedeln und seines Glückes genießen?

Nein, man verwickelte ihn in kein Gespräch; niemandem fiel es ein, ihm zuzurufen, daß er gerade sitzen sollte, das Thema der Jugend war erschöpft, und andere Gegenstände wurden hervorgebracht, hin und her gewendet und zerflatterten, zuweilen war der ganze Raum von Lärm erfüllt und dann wieder war eine verhältnismäßige Stille und hob die gerade noch vorhandenen Gesprächsinseln in den Bereich der allgemeinen Aufmerksamkeit, Alltäglichs

betonend wie etwa die Mitteilung, daß irgend jemandes Mann ein Gericht bayrischer Rohnudeln zum Anlaß eines wochenlang währenden Konfliktes gemacht habe. Es ließ sich nicht leugnen, daß im Laufe der Zeit auch die Haltung der Tafelnden lässiger wurde, was dem Knaben Mut gab, sich zum erstenmal in seinem Stuhl anzulehnen und der unmerkbar aufsteigenden Müdigkeit nachzugeben, denn er hatte noch niemals einem so entsetzlich langen Mittagessen beigewohnt. Er wußte, daß er nicht einschlief, aber alles rückte nun gleichsam in ein anderes Feld, wurde zum Teil eines Traumes, gewann an Farbe und wurde doch gewissermaßen unwirklich – war das Leben nicht schön? Nun kam auch die Sonne endlich und fand mit einem ihrer himmlischen Strahlen den Weg in die Dämmerung des finsternen Saales; sie legte ein zitterndes Flammenschwert auf den Tisch, als gälte es zunächst, Besitz zu ergreifen, dann verwandelte sie das rechte Ohr der Erzellenz in Rubinglas, dann wurde sie das Element, in dem ein Strauß von wilden Rosen seine Lichtgestalt entdeckte, und zuletzt schien sie auszuruhen auf der Wange und dem nußbraunen Haar eines siebzehnjährigen Mädchens.

Heinrich Sommerland war ein Knabe von elf Jahren, und vielleicht lag hierin Grund genug, daß er nicht wie alle andern nur ein Mädchen in einer Matrosenbluse bemerkte, auf das besonders zu achten bisher niemandem eingefallen war, nicht einmal der eigenen Mutter dieses Mädchens, die sich auf das Angeregteste mit dem Kammergerichtsrat unterhielt und ihre Tochter „das Kind“ nannte, denn sie war ihr einziges und hätte eigentlich ein Sohn werden sollen. Er hatte sie selbstverständlich während der ganzen Mahlzeit wiederholt angesehen; sie war ein Tischgast wie andre auch – woher kam auf einmal diese Verwandlung? Die Sonne konnte es nicht sein, denn als sehr bald irgendein Wolkenschatten die Erscheinung zarter Farben und eines wie mit dem Silberstift gezogenen Umrisses auslöschte, blieb die Bezauberung in seinem Herzen. Aber er vergaß nicht, daß sie sich für die Dauer eines Atemzuges mit ihm verbunden hatte, nur durch ein Nichts, nur durch ein Lächeln unter hellen Augen, das weiter nichts war als ein Gruß der Jugend an die Jugend, denn die junge Dame, die dem Knaben plötzlich ebenso anmutig wie unerreichbar erschienen war, langweilte sich heftig in dieser Tafelrunde. Das Lächeln kehrte auch nicht wieder, ja, sie blickte fortan in entgegengesetzter Richtung, aber es war da gewesen und es gehörte ihm allein.

Als mit dem üblichen Lärm alle aufstanden, mußte auch er sich erheben. Nun war er durchaus nichts anderes mehr, als ein Glied der Familie Sommerland, und er folgte Vater und Mutter, ohne sich noch einmal nach jenem Mädchen umzusehen. Aber in seinen Gedanken war etwas wie ein warmer Schein, etwas, das den Tag verklärte und zugleich seine mürrische Einsamkeit aufzulösen schien. Es war ein Wort, das allein dem in seiner ganzen Gewalt fühlbar wird, der es noch nie bedachte. Es war das Wort Freundschaft.

## V.

Heinrich Sommerland machte die Erfahrung, daß in den Bergen eine Woche nicht dasselbe war wie in der Heimat. Dort im Gleichlauf der Tage glich sie dem ewigen Licht- und Schattenpiel des Waldes: niemand konnte sich irgendwelcher Einzelheiten entsinnen, es war ein müdemachendes Geklimmer, ein schmerzliches Einerlei rötlicher Stämme. Hier war die Woche wie eine Kette verschiedenfarbiger Muscheln, deren keine der vorhergehenden ähnlich war. Jeder Morgen begann mit Erwartung, jeder Abend führte durch eine Nacht tiefer Erquickung oder phantastischer Träume vor ein neues Tor der Welt, und leicht erschauernd ahnte er etwas von der Unerforschlichkeit des Geschehens



und des Gefühls. Gewiß, man gewöhnte sich, die Gesichter der Mittagsrunde prägten sich ein, selbst die Erzellenz zeigte einen fast berechenbaren Rhythmus ihrer Lebensäußerungen, und ihre Gespräche entbehrten im Lauf der Zeit durchaus des Geheimnisvollen, man lernte das Haus kennen und wußte, wer die einzelnen Zimmer bewohnte, der würdige Glasmaler näherte sich trotz seiner immer noch bezaubernden Kunst dem Bilde sterblicher Menschen, und seine Frau erwies sich keineswegs als gefährlicher Unhold, sondern als eine harmlose Dame, die nur eine gewisse Schwäche hatte in bezug auf ihren Garten und die Früchte, die sie einzukochen oder sonstwie praktisch zu verwenden gedachte. Dennoch blieb die Landschaft unendlich in ihrer Weite und Fülle, und nicht weniger unendlich blieb die Bewegung eines Herzens, das in diesem Sommer aus seiner Starrheit erwacht war und die wunderbare Kraft der Vererbung, des Antwort-Begehrens und Findens erprobte.

Der Knabe saß auf der Steinbrüstung, die eine Ecke des Gartens gegen die tieferliegende Straße abschloß und in deren Winkel mit Hilfe von Latten und Zeltankerjelleber eine Laube errichtet war. Ein rissiger kreisrunder Holztisch, aus dessen Spalten unbekannte Käfer und Spinnen hervorbrachen, und roh gezimmerte Bänke bildeten die Ausstattung dieses Lustortes, aber keine Macht der Welt hätte Heinrich Sommerland davon überzeugen können, daß es anmutigere Aufenthaltsorte gebe als diesen, denn auf einer der Bänke saß seine Freundin Beate und zugleich konnte er von seinem erhöhten Sitze aus die Straße beherrschen, auf der Wanderer, Reisewagen, Herden und Postkutschen vorüberzogen, begnadet durch ein unbekanntes Ziel oder durch den Hauch des Fremden und Ungewohnten.

„Der Kräutermann!“ sagte er jetzt, und Beate antwortete wie gewöhnlich: „Störe mich noch nicht, Heinrich!“ — sie hatte die Arme auf den Tisch gelegt und las hingegeben in einem roten Kalikobande, auf dessen Deckel in Goldprägung eine kräftig entwickelte Muse abgebildet war, die flatternden Haares und ohne einen Blick auf ihr Instrument zu werfen, die Leier spielte. Das Buch hieß „Deutschlands Dichterinnen“, es war dem Sammlerfleiß eines milden Mannes zu verdanken, der gewohnheitsmäßig in fremden Gärten Sträucher band und hier beträchtlich gehaust hatte in den Beilchenbeeten seiner Schwestern in Apoll. In diesem Buche wurde nicht nur die Lilie, die Wehmut und die Flüchtigkeit des Lebens besungen, man erfuhr auch Genaueres über die Entstehung der Erdbeere, über das Geheimnis der Liebe („Sagen, nein, ich kann es nicht!“) und über das Wesen wahrer Zufriedenheit, die anscheinend darin bestand, daß man auf weichem Moose ruhte, sich die heitre Stirn mit Laubgewinde bekränzend, und im Zustande unentwegter Untätigkeit den müden Landmann betrachtete auf seinem Heimweg durch das Abendrot. „Es ist furchtbar langweilig“, hatte der Knabe seiner Freundin versichert, als er neugierig in der Sammlung geblättert hatte, „der Kräutermann ist Gold dagegen!“; aber er wußte nicht, daß für ein siebzehnjähriges Herz auch die kraftlosesten Mondscheingetränke zu schwerem Wein werden können, daß verzehrende Flammengewitter toben, wo die frühe Jugend wie das Alter nur ein schwaches Wetterleuchten erblickt über einem Gänseanger.

So ging der Kräutermann vorüber, ein lehmiges und verwittertes Geschöpf mit der Fortbewegungsweise eines alten Kamels, umhaucht vom Geheimnis der Dryaden und Wasserjungfern, so geschah noch manches andere auf der Landstraße, das der Knabe höflich anmeldete, ohne daß Beate davon Notiz nahm. Seine Geduld wandelte sich niemals in Unmut, es genügte ihm, zu dienen und dieses junge Wesen anzusehen, wie man ein fremdes, schönes

Tier betrachtet, das sein eigenes Gesetz in sich trägt und das man nicht voreilig verschrecken darf durch eigenmächtigen Anspruch. Sie war wie eine große Schwester, aber er wußte eigentlich nicht, was ein Knabe einer Schwester gegenüber empfindet, die sechs Jahre älter ist als man selbst; sie war, um es genauer zu sagen, der Traum der Schwester, den er unter andern Träumen in seiner Einsamkeit geträumt hatte und der sich jetzt, wie er glaubte, verwirklichte. Zum erstenmal erlebte er, daß ein Mensch für einen andern da sein könne und daß eine solche freiwillige Gebundenheit das Leben zum Strömen bringe; er erlebte es nicht in der Sphäre des Denkens, aber er fühlte beglückt eine Verwandlung, und die dauernde Bereitschaft, in der er sich befand, schien ihn selber zu erhöhen, gleich als trüge er nun auf einmal das Zeichen verantwortlichen und ritterlichen Dienens.

Auch diesmal kam der ersehnte Augenblick, wo Beate ihr Buch aus der Hand legte und jene überirdischen Gefilde sich selbst überließ mit dem Ausruf: „was wollen wir heute anfangen?“ Es war dies eine rein rhetorische Frage, denn sie wußte die Antwort im voraus, und außerdem tat sie grundsätzlich nur, was ihr selbst gefiel; dennoch legte sie offenbar Wert darauf, daß der Knabe den Vorschlag machte, in den Wald zu gehen und sich dort in gewohnter Weise zu belustigen. „Der kleine Sommerland hat mich in die Büsche verschleppt“, pflegte sie hinterher ihrer Mama zu sagen, und diese bemerkte dann: „ich weiß, Beate, du bist zu gutmütig, aber so war ich selbst und habe es nicht bereut.“

Die „Büsche“ waren nun freilich vielerlei, denn beide verstanden darunter jede Einsamkeit, die von den Badegästen nicht besucht wurde und in der Menschen höchstens in der Gestalt des Kräutermannes, eines Hirten oder Jägers vorkamen, welche Erscheinungen von ihnen zum Tier- oder Pflanzenreich gerechnet wurden und sich hoher Achtung erfreuten. Der übrigen Menschheit gegenüber war es eiserne Notwendigkeit, sich zu verstecken, sei es in Wassergräben oder auf Bäumen, dagegen wurden Hunde und Katzen durch Hutabnehmen begrüßt; auch gab es bestimmte Zeremonien für den Grünspecht, für Eidechsen und Rehe. Es gehörte ferner zu ihrem Ehrgeiz, gebahnte Wege zu vermeiden, denn sie waren das Werk der Waldfrevler; getretene Wege hießen „Pfad des roten Mannes“ und galten als besonders achtbar, wenn sie durch Baumwurzeln, Löcher oder rieselndes Wasser unterbrochen wurden; noch höher standen Wildwechsel, aber als ganz würdige Straße wurde nur die von Unterholz unzugänglich gemachte Verlassenheit des Hochwaldes, die unberührte Prarie oder das Torfmoor angesehen.

Als sie aufbrachen, sagte Beate: „Ich weiß nicht, ob der große Geist unsre Expedition segnen wird, aber ich ahne ein gefährliches Abenteuer!“ Dies war ebenfalls eine geheiligte Formel und erforderte die seltsame Antwort, die der Knabe alsbald gab:

„Über dem Nest in der Erdentiefe die fahle Kerze, duftend wie Honig! Wir fragten den Specht und fragten die Schlange – da flog er davon, da glitt sie ins Gras – und dumpf aus den Wäldern scholl Trommelwirbel, wir suchen den Specht, wir suchen die Schlange ...“

„Einmal werden wir sie ganz unerwartet entdecken“, sagte das Mädchen, während sie die Landstraße entlangschritten, „und eigentlich fürchte ich mich davor, denn wenn man etwas mit Sehnsucht gewünscht hat und es bekommt, dann ...“

„Was ist dann?“ fragte der Knabe.

Aber Beate gab keine Antwort, denn sie waren inzwischen bei dem abwärtsführenden Pfade angelangt, der über einige tief gelegene Wiesen dem erstrebten Bezirk des Urwaldes zuführte – wenigstens nannten sie diesen Forst so, der auf bewegtem Gelände emporgesproßt war und in dem die Baumriesen wuchsen,



wie sie wollten oder konnten. Das ausgedehnte Waldstück gehörte zum Besiz eines Magnaten, der meist in Breslau lebte und seine Begüterungen durch reichlich unbeaufsichtigte Unterbeamte verwalten ließ, auch für die Forstwirtschaft wenig Teilnahme entwickelte, da seine eigentlichen Einnahmen aus Kohlengruben und Zinkhütten herrührten. Tatsächlich traf man in diesem Walde kaum einen Menschen an, nicht einmal einen Förster oder Waldhüter; dafür war er ein Paradies der Tiere, und die Pflanzenwelt kämpfte noch den ursprünglichen Kampf ums Dasein: Tausende erstickten oder verkümmerten, während ihre erfolgreicherer Glieder zu gigantischen Formen emporquollen.

Heinrich und Beate stürmten den Pfad wie immer in wilder Jagd hinunter, völlig der ungehemmten Lust ihrer jungen Glieder hingegeben; sie sprangen und stampften, und die Botanisiertrommel, die der Knabe trug, machte ein schepperndes Geräusch, als klrten Waffen an seinem Leibe. Denn dies war ein Raubzug, und obgleich es sich nur um die denkbar harmloseste Beute handelte, so fühlten doch beide alle Spannungen des Jägers. Es war Beate gewesen, die ihn das Erbeuten und spätere Versorgen der Pflanzen gelehrt und ihm zu seinem Erstaunen gezeigt hatte, daß diese stillen Geschöpfe nicht nur anmutig, sondern auch höchst seltsam und begehrenswert seien und daß die Fülle ihrer Gestalten und Farben alles im Reiche des Lebendigen übertreffe. Freilich war er stets von neuem betrübt, wenn jene zarten und von buntem Licht tiefenden Wunder unter der Presse ihr Bestes einbüßten und mit wenigen hochgelobten Ausnahmen ein bräunliches Mumienaussehen annahmen; er hatte dann im Geheimen das Empfinden, daß sein langsam wachsendes Herbarium eigentlich eine Leichenkammer sei, und jenes Verblässen dünkte ihn wie das Ausströmen edlen Blutes. Aber dann war es doch wieder, besonders an Regentagen, wo man sowieso nichts anderes betreiben konnte, ein zugleich schwermütiges und gelehrtes Vergnügen, neben die Erbeuteten mit zierlichster Kursive ihre Namen zu schreiben, das miteinander Verwandte zu ordnen und dabei jenes vertrackte Gefühl werdender Vollständigkeit zu genießen, mit dem der Sammelteufel seine Opfer fördert.

Sie brachen in den Wald ein, wie gewöhnlich an der dazu ungeeignetsten Stelle, denn Beate hielt es für richtig, zunächst einmal ein dichtes Gebüsch und dann eine ziemlich feuchte Farnkrautwildnis zu durchdringen, worauf sie allerdings einen fast unsichtbaren Weg erreichten, der sich in Windungen aufwärtszog und an moosbewachsenen Findlingsblöcken, rötlichen Ameisenhaufen und einigen Fallgruben vorüberführte, die durch spülendes Wasser entstanden waren. Sie waren ganz umgeben von dem Halblicht des Hochwaldes, grüngoldenes Feuer rieselte und Schattenwogen gingen über sie hin, während ihr Fuß über den glatten Nadelboden glitt, von mächtigen Wurzeln gehemmt wurde oder eine flüchtige Spur in das lange Gras eindrückte. Bei diesen Wanderungen übernahm Beate immer die Führung, denn sie besaß, wie Heinrich meinte, einige Eigenschaften des Wilden: ein aus Urzeiten stammendes Gefühl für Raum und Zeit war in ihr noch nicht erloschen; sie trug die Himmelsrichtungen gleichsam im Blut, während der Knabe schon nach einem kurzen Wege nicht mehr wußte, wo er sich befand. Dabei war sie stets geneigt, jedem äußeren Anreiz zu folgen, sei es der Verlockung durch ein fließendes Wasser, sei es einem unbekannten Vogelruf, dem Auftauchen einer ungewöhnlichen Felsbildung in der Ferne, den farbigen Flügeln eines Falters oder auch nur dem Begehren ihres Gefährten, der sie zu sich rief, weil er einem Nashornkäfer oder einer Schlange auf der Spur zu sein meinte. Zuweilen erklimm Heinrich einen Baum, und dann wartete sie geduldig auf die Botschaften, die ihr herunterrief und die

gewöhnlich feststellten, daß meilenweit nur wüste Wipfel zu erblicken seien, daß sich in unerreichbarer Höhe ein Adlernest befinde (es war aber das einer wilden Taube) und daß er nicht genau wisse, wie er heil wieder herunterkommen würde.

Nachdem sich beide etwa eine Stunde in dieser Weise ergötzt hatten, sagte Beate, daß sie nun auszuruhen wünsche, und zwar auf einem gefallenem Baum, den man in Kürze antreffen werde. Und wie erstaunte der kleine Sommerland, als sich vor ihnen tatsächlich nach wenigen Schritten eine Lichtung öffnete, die anscheinend vor geraumer Zeit einmal durch Windbruch entstanden war, denn mehr als ein Urweltstriebe lagerte hier zusammengestürzt und die kahlen Wipfeläste emporreckend wie Gespensterarme. Gras, das nie geschnitten wurde, raschelte gelblich im leichten Wehen der Luft, Brombeeren hatten sich angesiedelt, auch hier hatte Dämonenhand der Urzeit mächtige Granitblöcke verstreut, und grünlicher Moospelz war über den Verwitterungsschichten aufgesproßt wie der Schorf über den Wunden eines vorsintflutlichen Tieres. Trotz des Windes herrschte Schwüle in der Senkung, um die herum der Wald Mauern bildete, die Vögel, deren mannigfache Rufe man bisher vernommen hatte, schienen verstummt zu sein, nur das Glasflügelgesurr der Insekten ließ sich hören als einziger Laut in der ungeheuren Einsamkeit dieses verlorenen Ortes.

Beate deutete mit der Hand auf eine der niedergesunkenen Buchen und sagte nur: „dort!“ worauf die Rinder in das lange Gras niederglitten und vorsichtig ihr Ziel zu erreichen suchten; ein Grund dafür lag nur in dem gewohnheitsmäßigen Bedacht echter Waldläufer, und in diesem Augenblick waren sie auf gemeinsamen Beschluß nichts anderes. Zuweilen blieben sie stehen und horchten: dann vernahmen sie etwa ein Käferbrummen und zugleich den Gesang ihres eigenen Blutes. Hoch über ihnen schwebte am Himmel eine weiße Wolke, die, wie es schien, mit keiner irdischen Gestalt eine Ähnlichkeit aufwies; Heinrich sagte infolgedessen „sonderbar, höchst sonderbar!“ mit einer Stimme, die von künstlichem Grauen bebt; er war überaus befriedigt.

Es erwies sich, daß die Buche über einen Findlingsblock gestürzt war und infolgedessen nicht eben auf dem Boden auflag, sondern unsicher schwankte — eine neue Gnade der Vorsehung, denn nun mußte man ein wenig klettern, und als beide schließlich Platz genommen hatten, konnten sie durch unmerkliches Bewegen ihren Sitz mit dem vom Blick gefällten Mastbaum eines edlen Schiffes vergleichen, auf dem sie, bedrohte aber um so treuere Kameraden, über den Ozean dahinfuhren, unbekannten Eilanden entgegen. Beate legte jetzt ihren Arm um Heinrichs Nacken und sagte leise: „du bist mein Beschützer, willst du das sein?“ Der Knabe antwortete beglückt, daß er das immer sein werde, heute und alle Tage!“ Dabei sah er sie an und bemerkte, daß ihre Augen glänzten wie nie zuvor und daß sie ein wenig hastiger atmete als gewöhnlich. Er hatte nie geglaubt, daß es so süß sei, eine Schwester zu haben, und gelobte sich im stillen jede Heldentat und jedes Opfer.

Nach einer Weile sprach er: „Denke dir etwas aus Beate, willst du? Oder sage noch einmal die Geschichte von der Orchidee, die wir nun schon so lange suchen — meinst du denn, daß wir sie jemals entdecken werden?“

Das Mädchen sprach:

„Über dem Nest in der Erdentiefe  
Die fahle Kerze, duftend wie Honig!  
Wir fragten den Specht, wir fragten die Schlange —  
Da flog er davon, da glitt sie ins Gras!  
Und dumpf aus den Wäldern scholl Trommelwirbel . . .“



In diesem Augenblick ließ sich tatsächlich ein dunkles Pochen vernehmen, das Pochen eines Riesenspechtes an dem urältesten aller Baumstämme; es war wie das verzweifelte Hämmern an einer Pforte, die in das Reich aller Gefahren führte: so klopft der Ritter an die Erztür des verwünschten Schlosses. „Hörst du ihn?“ fragte der Knabe, und Beate, die selbst über das Zusammentreffen leicht erschrocken war, antwortete: „Ich weiß nicht, wen er ruft, Heinrich, vielleicht meint er gar nicht uns?“

„Aber wir sind es doch . . .“

Das Mädchen sagte, und es war, als ginge ein heimliches Lächeln über ihr Gesicht wie ein Sonnenstrahl, der zwischen wehenden Blättern seinen Weg fand, um einen Herzschlag lang zu leben und wieder zu verlöschen: „Die seltsame Blume ist sehr köstlich, und es sind viele, die darnach trachten. In dieser Stunde sind wir im Wald der Geheimnisse nicht allein!“

Nur flüsternd wagte Heinrich, sie um diese Rede zu befragen; sie fuhr fort:

„Es schweift einer durch das Gewühl der Büsche und über die Hügel, den niemand sehen und hören kann! Sein Fuß ist der Fuß eines kühnen Jägers, seine Spur ist wie die Spur des Wasserkäfers über den Wellen; er knickt kein Blatt, und die Spinne kann ihn nicht fangen in ihrem Netz. Er kommt von den Inseln her, um die Tag und Nacht das Meer brüllt, aber der Ozean hat ihn nicht verschlungen, und er wird wiederkehren zu den Ginsterbüschen seiner Heimat. Soll ich ihn rufen? Denn er folgt meinem Ruf; das ist ein Zauber, der über seiner Wiege gesprochen wurde, als ich selbst noch wohnte im Land der tiefen Träume. Ja, ich werde ihn rufen!“

Und ehe der Knabe es sich versah, rief sie mit lauter Stimme: „Macmillan! Macmillan!“

War das immer noch diese Erde und der alte Wald und die Gegenwart eines beliebten Reiseortes, in dessen Prospekten geschrieben stand, daß den geschätzten Badegästen „anmutige und ozonreiche Spazierwege zur Verfügung ständen in den wohlgepflegten Wäldern der Umgebung“? Es schien, als höre plötzlich die Wirklichkeit auf und das Menschenwort habe wie in den Zeiten der Sage seine wirkende Kraft zurückgewonnen. Denn dort, auf der Waldböhe, stand schlank und aufgerichtet eine jugendliche Erscheinung und breitete beschwörend den Arm aus.

„Hallo!“ schrie der Unbekannte, und Beate, etwas aus dem Stil ihrer phantastischen Erzählung fallend, forderte ihn auf, herzukommen, indem sie ihn „old boy“ nannte und vergnügt auf ihrem Baumstamm auf und nieder schwankte, welche freudige Bewegung der kleine Sommerland wider Willen mitmachen mußte, denn an und für sich neigte er dazu, hoffnungslos verwirrt zu sein.

In der nächsten Minute erlebte Heinrich, daß der so plötzlich Aufgetauchte mit einem wahren Hirschsprung die Anhöhe verließ, durch das lange Gras eilte und mit einem anmutigen Schwung gleichfalls auf der gestürzten Buche Platz nahm. Er war ein etwa neunzehnjähriger junger Mensch, strahlte von Gesundheit und Kraft und begrüßte den Knaben mit einem bezaubernden Lächeln und einem wahrhaft vernichtenden Händedruck, als Beate sagte: „dies ist Heinrich Sommerland, dies ist Donald Macmillan — ihr werdet Freunde sein!“ Der Knabe war dazu bereit; wozu wäre er nicht bereit gewesen, wenn Beate es wünschte? Dieser Donald gefiel ihm, denn er behandelte ihn wie seinesgleichen, obwohl er selber doch bereits erwachsen war und über alles verfügte, was ein Mensch begehren konnte: er war stark wie ein Löwe, er wohnte — wie sich alsbald herausstellte — in jenem Haus mit den Pfauen, er gehörte zur Gattung der edlen Verfolgten, denn Beate erklärte alsbald, daß Heinrich

niemand die Begegnung mit dem großen Macmillan verraten dürfe, weil sonst unsagbares Unheil entstünde. Was für Unheil, wurde nicht bemerkt, es schien mit der Mama dieses Inselbewohners zusammenzuhängen, die Donalds Schritte eifersüchtig bewachte und, man sollte es nicht für möglich halten, ihn behandelte wie ein kleines Kind. „Unerhört“, sagte Beate, aber Mütter seien oft sehr merkwürdig, diesseits und jenseits des Kanals. Und dann fingen Donald und Beate an, Unsinn zu machen; sie schwatzten das Erdentklicke zusammen, aber in ihrem Gespräch befanden sich so viele Anspielungen auf unbekannte Leute, so daß Heinrich nur das wenigste verstand. Offenbar hatten sich beide vor Wochen in einer anderen Pension kennengelernt, einem Gästehause, das als „der Zirkus“ bezeichnet wurde und von dem Beate gelegentlich bemerkte, sie hätten es fluchtartig verlassen; einen Grund dafür gab sie freilich nicht an, es sah so aus, als seien zwischen Donalds und Beatens Mama „Differenzen“ entstanden, wenigstens brauchte das Mädchen dieses Wort, das Heinrich bis dahin nur selten gehört hatte und mit dem er die Vorstellung schwieriger Seelenzustände in höheren Kreisen verband.

Daß er plötzlich in die Rolle eines bloßen Zuhörers zurückgefallen war, betrübe ihn keineswegs, denn er war keine aktive Natur; war es nicht genug, daß seine große Schwester den Arm um ihn legte und ihn zuweilen anlächelte? Aber dann kam ein Augenblick, wo das Mädchen offenbar eine Wendung des Gespräches herbeiführen wollte, denn Beate meinte, sie müßten nun den Wald weiter untersuchen und hätten bereits mehr Zeit als üblich „im Lager verfaumt“. Alle drei sprangen jetzt gleichzeitig ins Gras, und die beiden Herren mußten laufen, um ihre Freundin einzuholen, denn das Mädchen stürmte davon, ehe sie es gewahr wurden, und kletterte den Waldbhang empor.

Und wieder hörte Heinrich das Trommeln des Spechtes, aber jetzt aus weiter Entfernung; es klang wie eine Erinnerung an Vergessenes.

(Schluß folgt.)

KURT KLUGE

## Das andere Thüringen

### I.

Große Herren brauchen geräumige Gräber, und der Todesweg ihrer Reiche ist mit weithin sichtbaren Meilensteinen besteckt: das erste Wahrzeichen von Thüringens Untergang steht nahe bei den Gebeinen Dantes. Als der ostgotische Theoderich die schützende Hand nicht länger vor seine Nichte Amalabirga, die Gattin des Thüringer Königs Irminfrid, halten konnte und sich in sein schönes Grabmal mit dem zuverlässigen monolithischen Ruppelverschluß zurückzog, witterten die lebensstüchtigen Franken gute Beute im Osten. In der Tat war ihr östlicher Nachbar Thüringen am Anfang des sechsten Jahrhunderts ein Königreich, das von der unteren Elbe bis an die Donau reichte, von dem man am Hofe zu Ravenna als von Germania schlechthin sprach und das ein wertvolles, wahrscheinlich dem Mansfelder Seekreis entstammendes Königs-geschlecht führte. An dieses lockend reiche Land versuchten die Franken ihre Hand zu legen, und im Bunde mit Sachsen gelang es ihnen, im Jahre 531 bei Burgscheidungen an der Unstrut die Thüringer zu vernichten — in einer der verhängnisvollsten Schicksals-schlachten: das Unstrutwasser soll rot geflossen sein in jenen Tagen und die Struth



mit Leichen gedämmt: dieser ungeheuren deutschen Tragödie erinnert sich noch die Zeit, in der das Nibelungenlied gedichtet wurde — Trnfrut von Düringen.

Seit dem Tage von Seidingi ist es so völlig vorbei mit dem alten Reich Thüringen, daß schließlich die Not des Slawenandranges die Thüringer Interessen in die fränkischen einschmelzen konnte, ohne neue ernsthafte Auseinandersetzungen zwischen den thüringischen und fränkischen Volksgenossen heraufzubeschwören. Der Staatsmann Karl insbesondere verstand Thüringen-Staat zu nehmen, aber Thüringen-Volk zu lassen: das Volksrecht der Thüringer (*hoc est Thuringorum*) ließ er 802 in Aachen aufschreiben — sein Reich brauchte an der Saale eine wehrkräftig volksbewußte Ostmark.

Es hat aber lange nach Burgscheidungen noch einmal geschehen, als ob Thüringen mindestens geistig zur landschaftlichen Rundung gelangen sollte; aber nicht nur Menschen, auch Völkchaften können dem Gesetz, nach dem sie angetreten, nicht entkommen: sie haben ihr Schicksal von Zeitalter zu Zeitalter nur zu variieren. Bonifatius, der Mann mit den gut angelsächsisch weitsichtigen Augen, erkannte rasch Erfurt — statt des vorher von ihm geschaffenen Ohrdruf — als die natürliche Hauptstadt des Thüringer Beckens. Er erhob diese Stadt zum Bistum und gab damit dem Land das starke Zentrum wieder. Unabsehbare geistige Möglichkeiten zeichneten sich ab — aber nach kurzer Zeit wurde Erfurt in das Erzbistum Mainz verbaut. Diese Abhängigkeit entschied noch einmal über die Entwicklung Thüringens, die sich deutlich in der unvergleichlichen Stadtgeschichte Erfurts spiegelt. Diese Hauptstadt Thüringens, in der Mitte des Landbeckens und am Kreuzungspunkt der Straßen Frankfurt—Leipzig und Nürnberg—Magdeburg gelegen, mit einer aus eigenen Mitteln geschaffenen blühenden Universität, welche ihm erst Preußen nach viereinviertel Jahrhunderten freundlicherweise schloß, hat um ihre Lebenskraft unaufhörlich gegen das Erzbistum gerungen, bis in die Neuzeit. Von Kurmainz vollständig unterworfen wurde es erst — mit französischer Hilfe. Heute ist Erfurt eine preußische Provinzhauptstadt, deren Gebiet scharf in Thüringen hineingezwickelt ist. Die Revolution von 1918 löste die Thüringer Frage, das heißt: die Frage von der Mitte des Reichs, auf ihre Weise: die alten verschachtelten dynastischen Erbgebilde Weimar, Meiningen, Gotha, Altenburg, die Reuß und die beiden Schwarzburg wurden 1920 ein „Freistaat“, die Koburger Pflege aber durch Volksabstimmung abgetrennt.

Seit der Katastrophe von Burgscheidungen ist Thüringen offenbar die schwerst und die schlechtest verstandene Landschaft des Reichs. Heute bildet die knappe Hälfte Thüringen — ein erbbegrenztes Reststück — die Mitte des Reichs, das seinerseits die schwerste aller Aufgaben hat, nämlich selbst Mitte zu sein, und dieses Trennstück ringt geistig und wirtschaftlich um seinen Sinn: Ausgleichsfeld sein zu können zwischen den Kräften Nord- und Süddeutschland, West- und Ostdeutschland. Die drei großen Thüringer Gezeiten 1200, 1500 und 1800 und ihre Quellräume Eisenach, Eisleben und Weimar gelten wenigstens für das geistige ganze Reich. Es wäre keine undankbare Aufgabe, zu untersuchen, welche Schwierigkeiten einem Lande von der Art Deutschlands dadurch erwachsen sind, daß es seine Mitte nicht stark gemacht hat. Denn Thüringen ist geographisch, geschichtlich, sprachlich und geistig so wenig das heutige Reststück zwischen dem Ettersberg und dem Südrabfall des Thüringer Waldes, wie etwa deren Gewässer Saale, Sora und Ilm als die klammernden Wasseradern Thüringens anzusehen sind. Die Reisebücher haben das ihre getan, um Thüringen als „das grüne Herz Deutschlands“ erscheinen zu lassen, nämlich wesentlich als den Thüringer Wald, der eine Sommerfrische für Großstädter darstellt und allerdings ein Stück „Vorland“ hat — wie man bezeichnenderweise sagt —, welches neben weiteren Kurorten das Goethehaus in Weimar, die Wartburg, den Erfurter Dom und unzählige andere Sehenswürdigkeiten aufweist, das auf gut gepflegte Straßen hält, dessen Bewohner zuvorkommend gegen Fremde sind, gern singen, vorzügliche Rostbratwürste auf offener Straße zu braten und in Lichtenhain ein seltsames Bier zu brauen verstehen.

Aber die Mitte Thüringens liegt eben genau dort, wo des Bonifatius scharfer Blick sie fand: in Erfurt. Das der Reisepropaganda wichtige Thüringen liegt südlich von dieser Stadt mit der Gloriosaglocke auf ihrem Dom — die Wellen der tönenden Gloriosa jedoch klingen allseitig in Thüringer Raum hinein, und nach Norden zu hallen sie erst recht in Thüringer Land: in die andere Hälfte Thüringens, die heute Provinz Sachsen heißt. Dieses Thüringen wird von der Unstrut durchflossen, und diese Unstrut ist der Hauptfluß Thüringens, geographisch und geschichtlich, der mit seinem Wasserneß die klar abgegrenzte Mark zwischen dem Harz und dem Wald bindet. Als es noch die selbständigen Thüringer Fürstentümer gab, hätten die vereinigten Fürsten feststellen können: unser Hauptfluß fließt in Preußen, und unsere Hauptstadt liegt in Preußen. Und hinter dem neunzehnhundertachtzehner Wappenschild mit den sieben silbernen Sternen steht in Spiegelschrift dasselbe.

Thüringen so ansehen heißt nicht in historische Ressentiments abrutschen — die alten Restgrenzen sind Ressentiment. Sehr schön erkennt der aufmerksame Wanderer diese Lage, wenn er in Merseburg nicht in die heutige Bahn- und Autolinie über Naumburg, Weimar nach Eisenach einbiegt, sondern auf der alten, jetzt fast vergessenen Unstrutstraße bleibt: Freyburg, Burgscheidungen, Nebra, Memleben, Artern Mühlhausen. Noch stärker packt ihn die Idee „Thüringen“, wenn er den Mut aufbringt, von Weimar aus nördlich in die Herzkammer vorzudringen: über den Ettersberg, über die Finne weg, durch Wiehe nach Memleben. Hier, im anderen Thüringen, gibt es gepflegte Parkwege und beflissenes Fremden-gewerbe allerdings nicht. Aber vor den Augen tut sich eine einzigartige, unbekannte, tief einsame Landschaft auf, die nur ein Gleichnis hat, dessen man sich fast erschrocken bewußt wird: die feierliche Ruhe der verschollenen großartigen, gelbbraunen Staufferlandschaften in Apulien.

In den Thüringer Wald im Süden fiel in alten Tagen kein Strahl des politischen Lebens. Nur der Rennsteig zog sich auf dem Kamm durch die Urwälder hin — Carl August erkannte noch für seine Zeit, sicher ohne historische Unter-gefühle, das militärische Wesen dieses Pfades, den außer Soldaten und ein paar Köhlern auch im frühen Mittelalter nur wilde Tiere gekreuzt haben. Heute bietet dieser Wald — von der bodenständigen Eigenkraft aus beurteilt — das parallele Bild: für die nach Auffindung der Bodenschätze zahlreiche gewordenen Bewohner mußten nach Erschöpfung der Bergwerke kleine Industrien gepflanzt, ja, sie mußten erfunden werden, um die armen Leute am Leben zu erhalten. Nun kommt heute das Fremden-gewerbe hinzu — Spielwaren, buntes Glas, Wanderer — es sieht für die Fremden alles sehr fröhlich aus. Aber es ist gar nicht fröhlich. Nicht krisen-feste, vor allem nicht boden-entwachsene natürliche Gewerbe sind Quellen, die leicht vertrocknen. Schön, wenn sie strömen, aber man kann auf die Dauer kein Wasser hineingießen, wenn sie ausgetrocknet sind. Im „Vorland“ sitzt der Bauer, je nördlicher desto fester sitzt er, und im anderen Thüringen heißt die segnete Landschaft der Kornfelder und der Ralsalze sogar geographisch die Goldene Aue. Diese Segen-spflege, durchflossen von der Helme, brotpendend, seit die Mönche mit der Entwässerung der Struth begannen, lehnt sich im Nordosten des Thüringer Beckens an die wirklichen, die lebendigen Industriegewalten Eisleben, Leuna. Das herausgenommene grüne Herz macht den Ärzten Sorge und Mühe seit je. Der ganze alte, starke Leib Thüringens könnte leben aus sich. Wer von der Hottelstedter Ede des Ettersberges aus in das Land nördlich von Erfurt blickt, sagt sich, daß viel Kunst nötig sein muß, um einen halben Leib fröhlich und gesund zu erhalten. Aus den weitgeschwungenen gelben und grünen Landwellen ragt in der Ferne der zarte blaugraue Strich des Kyffhäusers auf — der nicht nur anhangs-weise in Thüringer Reiseführer gehört („Näheres siehe Harz“). Es ist kein bloßes Wissens- und Vorlesungs-ergebnis, wenn der Thüringer bittet, den alten Barbarossa bis zur Auferstehung des Reiches aller Deutschen in Thüringen sitzen lassen zu wollen: wer die Thüringer



Menschen kennt, ihre Sprache, ihre Lebens-, Denk- und Spielweise, ihren ererbten Blick auf die Erfurter Domtürme in der Mitte des ihrigen, wer die Besonderheit der Landschaft in einem Geviertmeter und noch im Traume wiedererkennt, wer die Flüsse strömen und die Geschichte leben sieht, der muß darauf halten, daß sich der alte große Mann bis auf weiteres in das Erdbinnere Thüringens setzte, als er sich in den Kyffhäuser zurückzog. Was hinter dem Ettersberge liegt, ist unbekanntes Land, seit es nicht mehr als das eigentliche Thüringen, als „das grüne Herz“ empfunden wird. Fruchtbar soll es dort hinten sein, lauter Felder, ein bißchen langweilig. Dann eine merkwürdig lange Reihe von Schlachtorten — Burgscheidungen, Riade, Mühlhausen, Frankenhausen, Langensalza — die Kaiserpfalzen Lilleda, Wallhausen, Memleben — sicherlich, es muß sich da hinten merkwürdig vieles zugetragen haben. In Artern hat Goethes Urgroßvater gewohnt, im Unstruttal ruht Max Klinger unter seinem bronzenen Kämpfer, in Wiehe wurde Leopold von Ranke geboren, und — dem Norden des Reichs sind wir nahe, aber es ist doch wahr — auf den Südhängen bei Freyburg wächst ein ausgezeichnete Wein.

Landschaftsvorstellungen werden heute von den Reisebüchern gemacht, noch mehr vielleicht von Reiseprospekten: die meisten bieten nicht einmal eine ausreichende Karte des anderen Thüringen. Dennoch: wir überschreiten den Ettersberg, die Schmücke und Finne, stehen am Steilabfall hinter Wiehe — und tief unter uns sehen wir plötzlich das Unstruttal, aus dem sich unvermittelt jäh die breitgestreckte Burg Wendelstein auf ihrem Gipsfelsen mit den geborstenen Türmen und bröckelnden Mauern erhebt. Zwischen ältesten Trümmern, Renaissancebauten, Bauernhöfen und Fliederbüschen haust heute da oben eine sechzehn Familien starke Gemeinde Wendelstein mit Rind und Regel und dem lieben Vieh, mit eigener Schule und eigenem Gottesdienst, zu dem der Kogelebener Pfarrer aller vierzehn Tage hinaufsteigt. „Zerstört, notdürftig unter Dach“, sagt der Dehio von diesem in tiefster Feldeinsamkeit aufragenden bröckelnden und dennoch seltsam lebendigem Burgwesen.

## II.

Diese Burg birgt einen Schatz, über den hier erstmalig so viel veröffentlicht sei, daß sich die Bedeutung übersehen läßt. Angelehnt an den großen, völlig geborstenen Westturm\*) fand ich einen alten Metallherd: aus Gipsfels gebaut wie die alten Teile der Burg, bauernhaushoch mit seiner schlank auslaufenden Esse am Turm hinaufgehend, auch architektonisch sehr schön in den Winkel von Turm und Mauerbastion eingebaut, Herdrumpf und Esse durch einen profilierten Sims getrennt. Vor allem aber zeigt sich das Mauerwerk des Erzherdes mit dem des Turmes verkröpft — also gleichzeitig gebaut — soweit ich sehe, ist damit der älteste, wesentlich erhaltene deutsche Erzherd gefunden. An der Unstrut unten, reichlich zwei Kilometer vom Wendelstein, liegt die Kaiserpfalz Memleben. Vor einiger Zeit brach ein Lastwagen auf der Straße dahin in einen unterirdischen Gang ein. Der Anfang dieses Ganges und sein Ende waren immer bekannt: in der frühen romanischen Ottonenkrypta unter den Resten der Memleber Klosterkirche und oben auf dem Wendelstein. Der Lastwagen ist nicht umsonst eingebrochen: angesichts der erwiesenen unterirdischen Verbindung zwischen Burg und Kloster ist festzustellen, daß Otto der Dritte an Memleben das Münzrecht verlieh. Stand der wichtige Schmelzofen unten im Tal im Kloster oder oben auf der sicheren Wendelburg, die, wenn auch nicht zur Zeit der Ottonen urkundlich erwähnt, selbstverständlich der feste, nachweislich schon vorgeschichtlich befestigte Platz der Gegend war? Wie alt ist der alte Westturm, in den mein Erzherd verkröpft ist? Wer schmolz hier zuerst Silber und Erz?

\*) In der westlichen Burg, „das Querfurter Ort“ genannt. — „Die Bau- u. Kunstdenkmäler der Prov. Sachsen“, 27. Bd., Kreis Querfurt, erwähnen nichts von dem Erzofen.

Das sind Fragen, die für die Erforschung der Erztechnik des frühen Mittelalters von wesentlicher Bedeutung sein werden. Jedenfalls kann gesagt werden, daß es ohne Antastung der vorhandenen Form des Wendelsteinherdes möglich ist, hochschmelzende Metalle technisch so zu schmelzen und zu formen, wie dies der Presbyter Theophilus in seiner unschätzbaren *Schedula diversarum artium* für Glockenerz genau beschreibt. Theophilus, der sich im Vorwort „Knecht der Knechte Gottes“ nennt, lebte um 1100, ist Beherrscher der großartigsten Erztechnik, die wir aus dem deutschen Mittelalter kennen, nämlich der Hildesheimer Vernwardbronzes. In dem unweit gelegenen Barnstedt hängt auf dem Kirchtum eine große Kostbarkeit: eine genau in der Theophiluschnik gegossene Glocke in Bienenkorbforn, welche sogar die beiden dreieckigen Schallgruben, die Foramina des Theophilus, aufweist! Übrigens steht an der Unstrut, in dem stillen Städtchen Laucha — südlich Burgscheidungen — eine arbeitende alte Glockengießerei. Das jetzige Gebäude, die alte Sieghütte, stammt aus dem achtzehnten Jahrhundert. Nun bleibt nur noch auf dem Wendelstein zu erweisen, daß das Handwerk so fest an seinen Stätten hängt wie der Bauer an seinem Acker, um einen schönen Kranz um den Fund des Wendelofens zu schließen: der jetzige Schmied der kleinen Burggemeinde hat gerade in dem alten Erzherd seine Stätte errichtet. Mit der Esse des Ungeheuers wußte er freilich nichts anzufangen. So hat er denn in die Esse seines längst verewigten Vorgängers noch eine kleine Esse hineingebaut. Ein Zaunkönig im Adlerhorst. Dünn genug steigt die neue Esse aus der prachtvollen alten Herdlinie heraus, aber Feuer zu Feuer: der späte Sohn fand ohne historische Erwägung die Feuerstelle seiner vielleicht sehr großen Ahnen. Wenn der Ofen technisch und historisch richtig wiederhergestellt wird, kann er wieder brennen.

Ich mache den Vorschlag, diese traditionschwere alte deutsche Feuerstelle von Reichs wegen wieder in Gebrauch zu nehmen: das Reich kann seine zu verleihenden hohen Ehrungen aus Erz und Edelmetall in diesem Herd schmelzen lassen.

### III.

Der Rauch vom Feuer zieht über das kleine Dorf Memleben unten im Tal. Am Ende des Dorfes stehen ein Mauertloß und das große Tor der alten Kaiserpfalz noch aufrecht. In die bis 1772 erhaltene Klosterkirche schlug in jenem Jahre der Blitz, und binnen siebenzig Jahren war die Kathedrale bis auf den heute erhaltenen Rest gestohlen oder, wenn man will, anderweitig „verlebensdigt“: die guten Memleber, darin ihren Mitarbeitern in den südlichen klassischen Ländern völlig gleichend, haben manchen Steinbogen und manches Säulenstück ahnungslos — oder ahnungsvoll, wer weiß — in ihre Ställe und Häuser verbaut. Das ist das Leben der Werke. Die Kunsthistoriker, die es amtlich zu wissen haben, nennen das Gemäuer von Memleben, Tor und Pfeiler und Bögen des Schiffs, eine „dürftige Ruine“. Ich kenne manche vollständig erhaltene antike Bronze in den Museen, aufrecht dastehend von der Behe bis zum Scheitel, aber leider nur völlig „überarbeitet“, die trotz des berechtigten Stolzes auf das metallene Ding eine viel dürftigere Ruine darstellt als der Memleber Basilikarest. Wie dem sei: hier starb Heinrich der Erste, der die Hunnenschlacht bei Riade an der Unstrut schlug, der das Reich rettete und neu aufbaute — Heinrich der Beste, von dem sie gesagt haben, er säße längst im Götterhimmel, wenn er ein Grieche gewesen wäre. Hier starb auch sein Sohn Otto der Große, am Pfingstdienstag, nach der Abendmette, im Jahre 973. Seinen Leib trugen sie nach Magdeburg in den Dom, sein Herz aber wurde hier in Memleben beigelegt, unter dem Altarplatz in der alten Krypta wahrscheinlich. Daß Barbarossa unter der Thüringer Erdrust auf die Ersthörung des Ganzen Reiches wartet, soll nur eine Sage sein — daß aber das Herz Ottos des Großen hier irgendwo in der Erde ruht, ist urkundlich beglaubigt. Wer im



Sonnenglanz nachdenklich die Struth überblickt und den ernsten Zug der Landschaft, die völlige Einsamkeit, den braungrauen, matten Schimmer der apulischen Staufferstätten wiedererkennt, der weiß, daß freilich so und nicht anders ein Gedächtnismal aussehen muß für einen solchen Vater und einen solchen Sohn.

Möchte dieses Land so bleiben, in seiner tiefen Ruhe, und denen anvertraut, die es bestellen mit Pflug und Saat. Raum wie ein ganz ferner Orgelton zieht das verewigte Wesen derer, die hier um ihr ewiges Volk gerungen haben, über die Felder. Möchte das andere Thüringen so bleiben, gesegnet mit Korn und Wein und Stille und Schöpferkraft. Wir brauchen keinen Band künstlerischer Photographien davon, und außer den Schriften des alten Größler auch kein beschriebenes Papier, vor allem auch kein Fremdenwerke für Leute, die besser wo anders hingehen. Vielleicht ist es überhaupt unrecht, diesen Aufsatz zu veröffentlichen – aber er mußte, wie ich glaube, einmal geschrieben werden für das Verständnis der Idee Thüringen.

Es gibt ja hier auch keine eigentlichen Sehenswürdigkeiten. Daß die Fachleute Memleben eine dürftige Ruine nennen, haben wir bereits dankbar vernommen. An Erzöfen ist auch so gut wie nichts zu sehen. Gott schütze dieses Land vor Sehenswürdigkeit! Es hat nur Lebenswürdigkeit.

In einer solchen Landschaft zwischen Wald und Harz, Werra und Saale wurde nun der Thüringer Volksstamm, was er heute ist.

Thüringen gehört zu den Ländern, an welche niemals das offene Wasser gespült hat. Auch das alte Reich Thüringen griff nie bis an die menschenverbindende See. In seiner weiteren Geschichte hat Thüringen auch niemals die großen Ströme erlebt – das Wasserempfinden ist dem Thüringer von Natur versagt. So wenig hat er es, daß er alle doch vorhandenen Landseen ausrottete, die er bewältigen konnte: der mächtige Salzige See bei Eisleben fing allerdings von selber an, aus Thüringen abzulaufen – in geheimnisvolle unterirdische Kanäle – aber die Weißenfeer Seen, an denen die alten Landgrafen saßen, den Brembacher, den Dieselsbacher, den Schwansee und andere entwässerten die Thüringer eigenhändig – weg damit. Sie haben Korn auf ihre abgetrockneten Böden gesät. Nicht ohne Schmunzeln stellt der wasser-vertraute Norddeutsche heute in Thüringen fest, daß nun die Urenkel mühselig wieder-schaffen, was die Urgroßväter im Schweife ihres Angesichts aus der Welt gebracht haben. Im Dienste des Fremdenwerkes nämlich: die Sommerfrischler wollen durchaus schwimmen können. Dieses ausgesprochene Landtum formt am Menschen. Wenn Küsten und Inseln das fernsichtige Staatsgefühl begünstigen, so gibt es wohl auch, würde Peter Romanow aus dem Schatz seiner Erfahrung sprechen, ein innen-sichtig kontinentales. Wer durch ein Thüringer Dorf geht, überschlage die Kubikmeter Stein, die der Thüringer für übermannshohe und schön dicke Garten- und Hofmauern verbraucht hat. Und wenn nicht Stein, dann wenigstens Lehm. Der schließt auch gut nach außen ab. Man sehe sich ebengelegene Dörfer daraufhin an, die keine Terrassenmauern nötig haben, etwa Zimmern. Aus den Mauern könnte noch ein Dorf gebaut werden. Es gibt spezifisch Thüringer Mauern. Sie sind doppelt hoch, und oben sitzt ein Ausguckhäuschen drauf: solche Mauern kommen aus der Seele. Der Thüringer Schulze-Naumburg, der den geistigen Wert solcher Mauern kennt und für selbst-verständlich nimmt, bringt in seinen Büchern schöne Beispielbilder davon. Der Thüringer Revolutionär Luther ist sein Lebtag nicht ohne diese Sorte Mauer aus-gekommen. Als der Nichtthüringer van de Velde seinerzeit in Weimar Miene machte, Goethes überlebensgroße Gartenmauer einzureißen, fand er am andern Tage das ganze empörte Thüringen vor der Ackerwand: Häuser kann der Mensch einreißen, Kathedralen zum Beispiel, aber doch keine Gartenmauern!

Denn Thüringen ist ein Durchgangsland, ein Land der Mitte. Wer inmitten wohnen muß, hält auf Mauern und Etern. Nach Abschluß seiner militärischen Epoche



Der Erfurter Dom, wie ihn Goethe gesehen hat

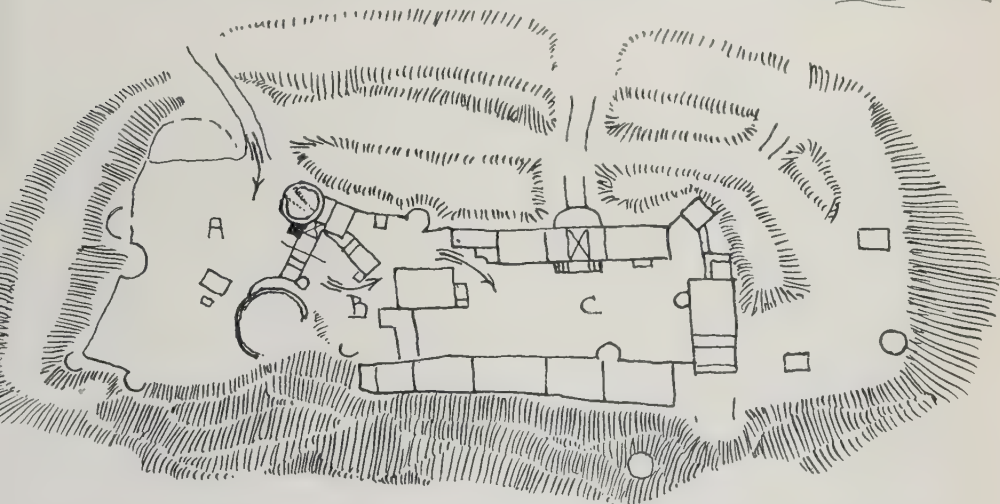


Der Kyffhäuser um 1840





Der älteste erhaltene deutsche Erzschmelzofen auf der Ruine Wendelstein



Der Wendelstein. Die auf einem Gipsfelsen weit hingestreckte Burgruine im Unstruttal. Zwischen Trümmern, Renaissancebauten und Fliedersträuchen lebt dort oben eine 16 Familien starke Gemeinde





Die Ruine der Kathedrale in Memleben. Stahlstich von 1850



Die Ruine in ihrem heutigen Zustand











Rafael Verhulst





als Grenzmark, in der die Slawen an der Saale saßen und Karl als äußersten Marktplatz Erfurt bestimmte, seit den Sachsenkaisern und Gero ist Thüringen ein ausgesprochenes Durchgangsland und ist es geblieben. Der Geist Thüringens ist gewachsen im Wind von West und Ost, von Norden und Süden. Und im Staub der vier Windrichtungen.

Eine eigentliche Thüringer bildende Kunst gibt es deshalb nicht. Das Land hing das ganze Mittelalter hindurch bis in die Neuzeit als der schlecht behandelte Ostzipfel an Kurmainz. Die Mitte hatte keine Mitte. Um eine eigenständige große bildende Volkskunst zu schaffen, muß ein starkes Zentrum da sein, seine Macht und vor allem seine Geldmittel, denn die Stoffe, welche die Bau- und Bildkunst formt, sind kostspielig, und auch zum Bild gehört die Wand. Was in Thüringen an großer bildender Kunst entstand, ist von außen hineingewachsen. Aber der Thüringer hat geschickte Hände: dieses Land hat von je das Handwerk, vom Töpfer-ton und Glas bis zum Glockenerz. Auch das Handwerk auf der Schneide des Geistes: die Jenenser Gläser.

So blieb denn dem Thüringer zu formen die Luft — den Odem Gottes formt er seit Burgscheidungen: der Klang ist ihm geblieben, der sprachliche und musikalische Ton. Dichtung ist ihm geworden, in Musik und Wort.

Mundartlich nimmt Thüringen, nach Fritz Regel, die genaue Mittelstellung in Deutschland ein. Vom zerfließenden Obersächsischen scheidet es sich zum Teil durch seine reineren Diphthonge, mehr noch durch die kraftvollen Rehlauten. Das Hessische, Main- und Verrafränkische wie das Niederdeutsche sind gleichfalls vom Thüringischen abgesetzt. In Berka bei Weimar sieht Regel den sprachlichen Mittelpunkt Deutschlands. Freilich wird der Beobachter heute dem zufügen, daß in den Fremdengebieten das Obersächsische beängstigt die Saale überflutet, und in den Zentren des Verkehrs im Walde auch das Volk unter sich seine Sprache aufweicht, nicht nur aus Höflichkeit gegen Reisende. Je nördlicher, desto reiner ist die Mundart erhalten. Schon um den Ettersberg herrscht die schöne Vorsilbe *ge* vor den Infinitiven der kann-Verben und liegt noch das Klingende im Laut, der trotzdem in der Bauernsprache Wucht und gelegentlich drohende Dunkelheit besitzt — so müssen einige der mittelhochdeutschen Selbstlaute geklungen haben.

Hier ist also der wesentliche Teil des Parzival gedichtet. Und der Faust. Luther machte hier aus Volkslaut deutsche Sprache, und Johann Sebastian Bach machte Musik aus ihm. Heinrich, der das erste Reich baute, starb in diesem Land. In seiner fruchtbaren Erde ruht Ottos des Großen Herz, und über dieser Erde, recht inmitten schwingend, klingt die herrlichste Glocke der Welt: die Gloriosa auf dem Erfurter Dom.

Mitten inmitten und klingend: das ist Thüringen — das gestrige und das andere Thüringen in einem und ungeteilt.

## HERBERT MARTENS

## Rafael Verhulst

Rafael Verhulst ist der echte Typus des Brabanter, des niederfränkischen Vlamen, Nachfahre von Teniers und Brouwers; nicht so schwerblütig und sich innerlich verzehrend, beweglicher und weltzugewandter als seine westvlämischen Geistesgenossen Cyriel Verschaeve und René de Clercq, die das In sich vergrübeln lieben und von der Warte ihrer Beschaulichkeit die dunkeln Horizonte ihres Volkes dantesk abjucken in ihrer ungeheuren Einsamkeit.



Als wir lange vor dem Kriege zu Antwerpen unsere fröhlichsten Jahre inmitten flämischer Künstlerunverwüstlichkeit verzehten, ohne viel Großtuererei und Ernst, doch mit einem verschwenderischen Aufwand von Lärm und Gebrüll, gesellte sich oft spät, sehr spät in der Nacht Verhulst auf kurze Augenblicke an unseren Tisch auf seinem Nachhauseweg. Dann wurde es wohl nicht ganz still bei uns, denn dem Vlaming läßt sich der Übermut nicht mit Respekt zügeln, doch man fing dann wenigstens wieder an, sein eigenes Wort zu verstehen. Verhulst war damals für uns der erfolgreiche Sinjoor der immer bedeutend gewesenenen Antwerpener Künstlerschaft, also der höchste Dichtervertreter in der mit gewaltigen Reichtümern vergoldeten uralten Handelsstadt, in deren Häuser er jederzeit ein- und ausging.

Ich entsinne mich noch der großen, prächtigen Künstlerfeste, die um jene Zeit, um die Jahrhundertwende, die ganze kunstliebende Bevölkerung auf die Beine brachten. Rubens und Van Dyck feierten ihre Zentenarien. Das Flämische trat dabei wie auf der Bühne farbenprächtig in den Vordergrund, und jeder gebärdete sich auf einmal volksmäßig, während das Vlamenteum sonst alltags damals noch ein Dornröschenschlafdasein führte.

Bei all diesen feierlichen Empfängen mußte Verhulst als die begehrteste flämisch-schreibende und — dichtende Feder der Stadt das Übermaß seiner poetischen Talente füllhornmäßig über Stadt und Land ergießen lassen, und er tat es mit einem Überschwang und einem Überströmen der Antwerpener Lebensfreude, immer witzig, schlagkräftig, doch im versöhnlichen Sinn, daß er nicht allein allgemein berühmt und unentbehrlich für die Stadtväter wurde, sondern auch über alle Maßen verehrt und geliebt ward. Es war also klar, daß wir uns gewaltig geschmeichelt fühlten, geruhte er auf ein paar Minuten, aus denen manchmal Stunden wurden, sich an unseren Tisch niederzulassen, und ihn um Rat und Hilfe angingen. Rafael Verhulst erhielt wohl in jener Zeit die höchsten Dichterpreise der Regierung und der Stadtverwaltung für seine Dramen „Jezus de Nazarener“ und „Seminis Kinderen“. Seine Texte zu Operetten waren außerordentlich glücklich und beliebt. Er war ohne Zweifel das dichterrische flämische Erlebnis von Brabant zu jener Zeit.

Dann kam der Krieg und mit ihm die Besetzung von Antwerpen. Die ganze fröhliche Kirmessstimmung von Jugend und Überschwang war mit einem Schlag aus. Es wurde genau so grämlich in Antwerpen wie irgendwo anders in der Welt. Der furchtbare Ernst der Lage beherrschte alle Gemüter, der alte flämische Frohsinn wurde durch den Kanonendonner der beschossenen Stadt bis in die kleinste Gemütsfalte zerknittert. Das Vlamenteum wurde von der Regierung als Prügelnabe oder Kanonenfutter benutzt, da sie an den Deutschen ihr Mütchen damals noch nicht fühlen konnte, was sie allerdings später in um so höherem Maße tat, als die Loslösung vom Vlamenteum für die deutsche Armee begann, nachdem sie es im Krieg entweder als guten Blutsbruder oder als zänkische Blutschwester kennengelernt hatte.

Was war inzwischen aus dem dichterischen Vater der Vlamingen geworden, aus dem liederreichen Mund von „Langs groene Hagen“? War er auch wie Maeterlinck nach Frankreich ausgewichen und Franzose geworden, indem er sein elendes Volk schamlos verließ? Was machte Rafael Verhulst, den wir immer nur „Raf“ nannten? Onzen dichter Raf?

In der Gefahr zeigt sich bekanntlich, ob einer ein wirklicher Keel ist oder ein Leisetreter. Raf hatte den gewaltigen Schritt zum „offiziellen Feinde“ getan, er sah vom ersten Tag nach Kriegsausbruch die entsetzliche Lage seines Volkes mit merkwürdig klaren, fast seherisch überhellen Augen: „Jetzt werden wir für alle Ewigkeit vergehen, wenn Deutschland besiegt wird. Und wie kann selbst ein noch so tapferes Deutschland der ganzen Welt widerstehen? Die Zeiten der Lieder und Kunstfestlichkeiten sind für mich endgültig vorbei. Nun beginnen die Tage mit traurigem Mund, das Inferno hat

auch mich und meine Frau und Tochter verschlungen, jetzt wird die Einsamkeit und vielleicht die nicht auszudenkende Pein eines Heimwehkranken uns durch alle Bulgen der Hölle hindurchpeitschen, denn ich kann nicht für mein Volk als Soldat sterben, wenn ich ins belgische Heer eintrete, denn Belgien will uns nur in seinem Germanenhag ausrotten. Auch bin ich bestimmt nicht zum tadellosen Krieger geboren, denn ich gehöre keiner kriegerischen Nation an, sondern einem Volk, das die größten Künstler im Norden hervorgebracht. Ich bin nur ein Mann der Feder, gewiß ein von Krämern verachteter Stand, doch ich werde vor Gott und der Welt den Beweis antreten, daß sich auch mit der Feder für mein Volk Wundertaten an Kriegstapferkeit und -ruhm vollbringen lassen.“

Da fing Rafael Verhulst an, nachdem er monatelang mit Gott, Tod und Teufel um sein verkommenes Volk und seinen Kleinmut im Aschensack der Verzweiflung gerungen, seinen alten praktischen Lebenssinn des Antwerpeners langsam wiederzugewinnen. Eines Morgens, als er aus wüsten, düsteren Träumen erwachte, wußte er genau, was er zu tun hatte: „Und wenn die Deutschen auch als Feinde zu uns Vlamen gekommen sind, so darf ich sie doch nicht hassen, denn sie sind unsere Blutsbrüder, aber nicht die Franzosen, die uns niemals Gutes wollen. Die Deutschen werden am Ende die Verlierer in diesem Krieg sein, aber für wie lange? Ein solch großes, tüchtiges, erfindungsreiches Volk kann nicht dauernd vor die Hunde gehn; es wird wieder auferstehn und wir mit ihm. Ich und die Meinen, wir werden uns dem Joche der Verbannung viele Jahre fügen müssen, doch auch diese Jahre, wer weiß, vielleicht meine stolzesten, werden vorübergehn, und wir werden dann wieder nach Antwerpen zurückkehren, und zwar als mit Wundenröslein bedeckte alte Kämpfer der Feder und der treuen Liebe zu dem überherrlichen Künstlervolk der Vlamen, meiner leidhaften Brüder.“

So kam es auch. Er gründete im Kriege unter der Aufsicht der Besatzungsbehörde ein Blatt mit dem Titel „Het Vlaamsche Nieuws“; das Kriegskämpferblatt der Vlamen im besetzten Antwerpen. Und wie offen und zugleich auch herb hat er seine entmutigten Brüder und Schwestern im vlämischen Teil des besetzten Belgien angeklagt wegen ihrer Verzagtheit und sie doch in warmen, überquellenden Worten um Verständnis mit ihrem eigenen Los als vergehendes Volk bei einem siegreichen Frankreich angefleht, ja förmlich angebettelt. Sie sollten der ehrlichen Absicht der Deutschen nicht mißtrauen, die nicht kämen, um Flandern zu mißhandeln und zu zerstören oder gar noch zu erobern, sondern die es als einziges Volk der Erde vor Vernichtung und geistigem Untergang bewahren könnten. Zugleich wies er die besetzende Macht auf allzu große Härten hin, die sich zeigten, und erreichte auch manche Milderung. So wurde Verhulst in den Kriegsjahren ein grundgütiger Mensch, der sowohl für sein leidendes Volk aufrichtenden Trost fand wie auch Verständnis bei der deutschen Behörde. Dieses fast übernatürlich große Opfer eines einzigen Menschen, der Tag und Nacht vier Jahre lang nur für die Lebensexistenz seines Volkes kämpfte, der ungezählte Vlamen und Deutsche miteinander versöhnte und befreundete, der dann nach dem Rückzug nach Deutschland ging, um sich vor den Gewalttaten der belgischen Bevölkerung, die von der welschen Presse bis zur Siedehitze aufgeheizt worden war gegen alles Vlämische, zu schützen. Als wirklich bewährter deutscher Freund, als Pfleger deutsch-vlämischer Beziehungen erhielt er das Lektoramt in der Niederländischen Sprache an der Göttinger Universität und konnte so wenigstens lange Jahre in steter eifriger geistiger Tätigkeit auf ehrenvolle Weise sich und seine Familie ernähren.

Am 7. Februar 1931 feierte er zu Göttingen seinen 65. Geburtstag, der ehrliche und stolze Dichter, der wohl bald seit zwanzig Jahren die Harfe in der Ede vermodern ließ, um den Tageskampf der Journalistik zu führen, denn immer wieder hat er, auch von Göttingen aus und von Aachen, wo er jetzt wohnt, unter offenem Visier in Flandern



selbst den Kampf gegen den welschen Geist geführt, zuerst in einem kleineren in Antwerpen erschienenen Wochenblatt: „De Noorderklok“ und jetzt in dem schon viel größer angelegten „Het Vlaamsche Volk“.

Noch heute steht also Rafael Verhulst als echter Führer und Vater der Vlamen an der geistigen Front seiner Volksgenossen; er hatte recht gesehen, als er sich bewußt gegen die Verwelschung seines Volkes mit einer Leidenschaftlichkeit stellte, wie wohl kein Germane es außer dem Vlamen kann. Er hat zum Wohle seines Volkes an uns geglaubt, und wir haben ihm Vertrauen mit Vertrauen vergolten.

Die Vlamen dürfen stolz sein, in einer Zeit zu leben, wo ein so hochbegabter Künstler wie Rafael Verhulst den Dichter an den Nagel hängt, um mit der Journalistenfeder sein Volk vor Gott und der Welt zu erhöhen!

## PAUL FECHTER

# Von den deutschen Voraussetzungen des Dichters

Die Dichter haben es heute nicht leicht. Frühere Zeiten gestanden ihnen nicht nur allerhand besondere Freiheiten zu, sondern verlangten von ihnen sogar, daß sie Persönlichkeiten besonderer Art mit dem Mut zu besonderen Lebensformen und besonderem Lebenswandel sein sollten. Die Gegenwart, strenger geworden gegenüber dem Einzelnen, hat für diese Freiheiten und ihre Wirkung auf das Werk des Schaffenden wenig mehr übrig und steht dafür dem Dichter fordernd, mit bestimmten Aufgaben, bestimmten Idealen, bestimmten Vorstellungen von seinem Sinn und seinen Verpflichtungen, von der Aufgabe seines Werkes und den Voraussetzungen, von denen er auszugehen hat, gegenüber. Sie erhebt ihre Forderungen ohne Rücksicht auf die persönlichen Besonderheiten und überläßt es dem Einzelnen, sich und seine Voraussetzungen mit diesen Forderungen in Einklang zu bringen.

Wesentlichste Forderung von heute ist, daß der Dichter aus einer lebendigen Beziehung zum Volk, zur Nation heraus schafft, daß er mit seinem Werk dahin wirkt, die Beziehung zwischen Volk und Dichtung zu vertiefen, zu verstärken, die beiden Partner näher aneinanderzubringen. Diese Forderung ist bereits eine Jahrhundertforderung: sie steht seit Herder über der Entwicklung unsrer deutschen Dichtung. Sie ist trotz der Klassik der eigentliche Sinn der Bewegung um 1800 und ebenso der des 19. Jahrhunderts. Herder stand darum dem Weimar Goethes und Schillers fremd und zuletzt feindlich gegenüber, weil er den Sinn und die Notwendigkeit dieser Entwicklung auf eine Dichtung aus dem Volkstum und für das Volkstum begriffen hatte. Er hatte gesehen, daß die Spannung zwischen einem Leben aus dem Geist und einem Leben aus der Natur bereits so groß geworden war, daß sie die lebendigen Menschen ganz von selbst dahin drängte, den Abstand zwischen diesen beiden wichtigsten Lebensbereichen Aller zu vermindern und wieder einen Zusammenschluß herbeizuführen. Die Welle des Geistes aber, die der Abschluß des 18. Jahrhunderts brachte, war stärker als er; von Kant bis Hegel, von Goethe bis zur ersten Romantik siegte das Leben aus dem Geist, aus dem nicht mehr Unmittelbaren und damit Übernationalen gegen Herders Streben, der deutschen Dichtung zunächst einmal den breiten Boden in der eigenen Nation zu schaffen, von dem aus dann eine wirkliche Weltliteratur

mit Wirkung in überationale Bereiche sinnvoll entstehen konnte. Als Herder starb, hatte die Klassik gesiegt. Zur selben Zeit aber stieg bereits mit der zweiten Romantik die Wendung zur Wirklichkeit der Nation empor, die ihm vorgezeichnete hatte. Bald nach Herders Tod tauchte der Schlesier Joseph von Eichendorff auf, der als erster dem Naturgefühl des Volkes den natürlichen, für alle gültigen Ausdruck gab, so daß seine Lieder noch heute tiefster Ausdruck der deutschen Beziehung zum Draußen sind, noch keine Ablösung durch andere gefunden haben. Zur gleichen Zeit trat Arnim auf den Plan, der in den Kronenwächtern den ersten großen historischen Roman des ersten Deutschen Reiches schrieb; Uhland kam, und die Grimms kamen, Görres und der größte von allen, Heinrich von Kleist, der allein die Spanne vom Volk bis zu den höchsten Gipfeln umfaßte. Und ein knappes Menschenalter nach seinem Ende stand bereits der Riese da, der die bis heute größten Dokumente einer Dichtung von den Voraussetzungen des Volkes und des Ganzen geschaffen hat, der Alleanne Jeremias Gotthelf, der nun schon mit bewußter Kritik die modern gewordene Tendenz zur Dichtung aus dem Volkstum vornehmen und das Falsche, was sich entwickelt hatte, zurechtrücken konnte. In der „Corona“ hat Rudolf Hunziker kürzlich ein paar Briefe Gotthelfs veröffentlicht. „Wir waren von je die meisten Volksschriften abgeschmackt vorgekommen“, schreibt er da, „weise Leute rüsteten eine solche Schrift zu wie die Apotheker ihre Mittel, nahmen ein Lot Religion, anderthalb Lot Moral, zwei Lot feine Lebensart, ein halb Pfund gemeinnütziges Allerlei, streuten einige Volksausdrücke darunter, preßten irgendeinen alten Witz hinein, rührten alles wohl untereinander und stellten dem Volk das Fressen vor. Das Volk wandte sich zumeist angewidert davon ab, nur hier und da ward ihm durch gemeinnützige gutmütige Ammen was eingezwängt.“

In dem gleichen Brief führt Gotthelf aus, was seiner Ansicht nach an Voraussetzungen zu einem Volksschriftsteller notwendig ist. „Vor allem muß er das Leben, welches er beschreiben will, kennen aus eigener Anschauung, sonst mischt er die Farben schlecht, und das Volk mag ihn nicht, spottet über ihn; die Wahrheit ist, welche der Wahrheit Bahn bricht. Diese Wahrheit ist, die aus der Anschauung hervorgeht, welche zum Beispiel die Engländer so anziehend macht, die neueren Franzosen so widerlich. Derselbe muß ferner getaucht sein in den allenthalben vorhandenen Volkshumor. Das Volk will lachen und weinen. Da sind die mittelalterlichen Schriftsteller Vorbilder, darum lebten sie auch solange unterm Volke. Jean Paul trug dieses Element in hohem Grade in sich, leider verschraubte er sich und ward zum Volksschriftsteller zu vornehm. Neben dem Humor muß aber die heilige Liebe zum Volke wohnen. Das Volk muß es in jedem Worte fühlen, daß, der es geißelt, nicht aus Bosheit, sondern aus innigem Erbarmen spricht.“

Diese Briefe sind gerade für uns von besonderem Interesse. Sie zeigen nämlich sehr deutlich den Inhaltswandel, den der Begriff Volk seit den Tagen Herders und Gotthelfs durchgemacht hat. Der Begriff Volk hat für jene Zeit den Beigeschmack von einem Ausschnitt aus dem Ganzen, von einer Unterschicht, über der die eigentliche geistige Welt der Nation von anderen geschaffen und betreut wird. Für uns hat dieser Begriff mehr und mehr die Wendung zur Totalität genommen, um heute das Ganze in einem Ausmaße zu umspannen wie nie zuvor. Der erste, bei dem die Wendung zu dem heutigen Begriff Volk und seinem Inhalt sichtbar wird, ist Adalbert Stifter, der im Witiko den ersten großen Roman der Volksschaffung und des Eingehens auch der Führenden ins Volk gegeben hat. Wenn heute von den Dichtern gefordert wird, daß sie aus einer unmittelbaren Beziehung zum Volk und für das Volk schaffen sollen, so hat der Begriff Volk nicht mehr die Bedeutung, wie er sie für Herder und noch für Gotthelf hatte, sondern er umfaßt wirklich das Ganze. Der heutige Autor steht vor einer viel größeren Aufgabe, als noch Gotthelf sie vor sich sah. Seine Leser und



Hörer sind alle, vom Anspruchsvollen bis zum Anspruchslosen. Seine Aufgabe ist es, die eigenen Voraussetzungen zu prüfen und festzustellen, welche ihm bei der Lösung dieser Aufgabe zweckdienlich sind, von welchen aus er überhaupt an seine Aufgabe herankommt.

Die Antwort ist wie immer beim Dichter nicht sehr tröstlich. Das feine Wort des alten Theodor Fontane: „Erst der Ernst macht den Mann, erst der Fleiß das Genie“ ist ein sehr bescheidenes und menschlich sympathisches Wort — aber es stimmt nicht. Die Voraussetzungen, die wirklich entscheiden, muß der Dichter wie zu jeder Aufgabe so auch zu dieser mitbringen. Sie unterstehen nicht dem Willen, sondern nur dem Wesen. Wer ein Werk gestalten und hinstellen will, das aus dem Ganzen und für das Ganze lebt, muß in sich die angeborenen, unmittelbaren Beziehungen zu diesem Ganzen haben, muß von Hause aus in enger seelischer Zufühlung mit diesem Ganzen leben und leben können. Nur dann ist er in der Lage, ohne Einstellung und künstliche Haltung aus der Gemeinsamkeit als einer ungewollten natürlichen Voraussetzung heraus sein Werk in die Welt zu stellen. Talent ist sehr schön, Sprach- und Formfähigkeit desgleichen; sobald die natürliche Verbundenheit — und gerade die Dichter kommen in sehr vielen Fällen nicht aus dem Gefühl der Verbundenheit, sondern aus dem des Isoliertseins in der Welt zum Dichten — nicht gegeben ist, entstehen, wenn der Autor trotzdem versucht, die Zeitaufgabe zu lösen, jene Volksdichtungen, über die mit Recht bereits Gotthelf seinen Spott ausschüttete, mögen sie heute neunzig Jahre nach der Zeit, da er die zitierten Briefe schrieb, im einzelnen auch etwas anders aussehen.

Man könnte nun fragen: wo wird, worin wird der Besitz dieser Beziehung zum Ganzen sichtbar? Die Antwort ist verhältnismäßig leicht: in der Sprache. Wenn der Mensch dicht ist, dann ist es auch seine Sprache, dann ist er ein Dichter. Und dann ist er „dicht“ bei den andern. Hier liegt die Voraussetzung und hier beginnt schon die Tragödie so vieler Gutmeinender und das Beste Wollender, weil hier nicht der Wille, sondern die Gabe, die Gnade entscheidet. Es ist sehr bezeichnend, daß am Beginn dieser neuen Wendung zu einer Dichtung aus dem Volk und für das Volk ein Mann steht, der selbst ein tragischer Fall war, nämlich Johann Gottfried Herder. Er sah den Weg, sah die Notwendigkeit, erkannte, was geschehen mußte, und besaß selber nicht die Gabe, das Notwendige zu schaffen. Er sah das gelobte Land und mußte vom Berge niedersteigen, ohne es mit seinem Fuß betreten zu können. Deshalb klammerte er sich mit soviel Hingebung und soviel Glauben an den Wandsbecker Boten, an Matthias Claudius, weil er in dem ganz mit Recht alles fand, was ihm das Schicksal versagt hatte. Der hatte die Beziehung zum Volk, hatte dieses Dichte, das die allgemeine, allgemeinste Grundlage jeder Dichtung für ein Ganzes und aus einem Ganzen ist, hatte das Deutsche, das zugleich Voraussetzung des Schaffens — und sein Ergebnis ist.

Denn hier beginnen schon die Schwierigkeiten. Das Deutsche, das als Voraussetzung gesucht wird, ist von den Dichtern, die es haben sollen, wenn nicht geschaffen, so wenigstens zuerst aufgezeigt worden. Sie haben es im bleibenden Wort sichtbar gemacht — und haben jeweils seine Grenzen ausgeweitet über die bis dahin der Welt sichtbaren und fühlbaren hinaus. Der Bereich des Deutschen vor Goethe war erheblich kleiner als nach ihm. Das deutsche Naturgefühl vor Eichendorff war erheblich begrenzter, als nachdem er seine Verse in die Welt gestellt hatte. Deutsch ist zuletzt jeweils der Bereich, den die Dichter der Nation, die großen wie die kleinen, sofern sie wefensecht sind, erfährt, in Besitz genommen und den andern und der Welt greifbar und begreifbar gemacht haben. Das Schrifttum schafft nach Hofmannsthals schönem Wort den geistigen Raum der Nation und damit auch ihre geistigen Voraussetzungen. Es schafft ihn im Geist und in der Seele. Im Werk der Dichter eines Volkes erlebt

man dessen Verhältnis zu Gestirn und Blume, Kind und Greis, zu Kosmos und Atom, erlebt, wie alles sich zum Ganzen webet, und wie jedes Einzelne, Besondere für sich in diesem Ganzen sein Dasein führt. Vor dem Werk der Dichter einer Nation erlebt man aber auch, wie die wirkliche Welt eines Volkes als Ganzes nie auszusagen ist: denn jeder bringt aus seiner Besonderheit im Verhältnis zu ihr Neues hinzu. Jeder neue Dichter, sofern er nur einer ist, erweitert das Reich, das ohne Grenzen ist. Erweitert den geistigen Raum, den seelischen Raum der Nation. Aufgabe der Nachrückenden ist es wiederum, diesen Raum für jede Generation neu zu erobern und als bewußten Besitz, bewußtes Erbe weiterzureichen.

Von hier aber erwächst für die jeweils Nachkommennden und vor allem für die Führenden unter ihnen die Aufgabe, innerhalb des unübersehbaren Reiches des Schrifttums nun das aus echten deutschen Voraussetzungen Gewachsene zu erkennen und nur dieses bejahend weiterzugeben. Von neuem erhebt sich das Problem, welches sind diese deutschen Voraussetzungen, und wie erkennt man sie?

Von neuem ist zu sagen: an der Sprache, das heißt am Wesen. Die Sprache ist darum die eigentlich geheimnisvollste Erscheinungsform des Lebens, weil sich in ihr immer wieder schicksalsmäßig Wesen sichtbar und hörbar macht und neben ihm zugleich, wie diese philosophische deutsche Sprache das ausdrückt, Unwesen, Wesenlosigkeit. Das Deutsche an einer Dichtung ist nicht einfach dadurch zu geben, daß mans im Gegenständlichen zu bringen sucht. Es ist nicht an Bauern und Land und Gemüt und Natur gebunden. Es ist eine ganz besondere Haltung und Farbe in der Art, wie Welt und Leben gesehen und erlebt, und wie dieses Sehen und Erleben dann in die rechten, die echten Worte gefaßt werden. Was wir die Sprache eines Dichters nennen, ist nicht nur sein Wortschatz, sondern zugleich sein wirkliches Verhältnis zu seinem Wortschatz, seine Nähe oder Ferne, Verbundenheit oder Unverbundenheit zu den einzelnen Worten und ihren Verbindungen, sein natürliches Recht zu ihrem Gebrauch oder seine durch nichts gerechtfertigte Anmaßung in ihrer Verwendung.

Und hier ist der Punkt, wo nun von der Sprache her die innersten Voraussetzungen deutschen Wesens in der Dichtung sichtbar werden. Sie greifen sehr weit. Nicht nur die Echtheit und Reinheit des Wortes und damit des Gefühls, des seelischen Vorgangs, der in diesem Wort seine Sichtbarkeit und Hörbarkeit gesucht hat, ist deutsch: auch das rauschhaft übersteigerte Pathos, die Freude am Klang verdient diese Bezeichnung. Deutsch ist die sachliche Haltung zur Welt und zu den Menschen, der Respekt vor der Wirklichkeit, wie Goethe es formulierte; aber deutsch ist auch die Ablösung von jeder Wirklichkeit, der zum Himmel jagende Springquell der großen Worte und der wehenden Fahnen des pathetischen Gefühls. Deutsch ist Wesen, deutsch ist aber auch Schauspiel. Deutsch sind Eichendorff und Stifter, bei denen jedes Wort erfüllt von dem ihm gemähesten, echten Inhalt ist; deutsch ist aber auch Nietzsche, der Zarathustra, der sich an seinen eigenen Worten berauscht und immer weiter übersteigert; deutsch ist das ewige Sichverlieren an den Glanz und die unendlichen Möglichkeiten dieser unerschöpflichen Sprache. Deutsch sind die glasklaren Sätze Kants, wenn manches in ihnen wohl auch vom Wesen seiner schottischen Vorfahren bestimmt ist. Deutsch ist die Kühle der Wahlverwandtschaften: aber ebenso deutsch ist Johannes Fischart, der wohl in diesem Zug der Deutsche von allen ist, der im Übersetzen aus wenigen Kapiteln seines geliebten Gargantua ein ganzes Buch macht und sich im Überstürzen der Wortheinfälle und Wortsteigerungen, im Spielen und Jonglieren mit dem Reichtum dieser unerhörten deutschen Sprache nicht genug tun kann. Deutsch ist Ludwig Richter in der schlichten Erzählungsform seiner Lebenserinnerungen; aber ebenso deutsch ist Jean Paul, der seine Geschichten wie gotisches Maßwerk sich verschlingen läßt, seinen grauenhaften Bildungsrespekt in tausend Zettelkästen mit tausend Zitaten



angeschleppt bringt, und dann wieder sich selber davonläuft und im funkelnden Rausch der zärtlichsten, strahlendsten Bilder und Gefühle versinkt. Deutsch ist Arnims märkische Trockenheit des Erzählens; aber ebenso deutsch ist Arno Holz, der noch viel trockener ist und doch plötzlich ausbricht und in seitenlangen Adjektivhäufungen zu dichten beginnt, daß man förmlich das ewige Barock dieser Nation in immer neuen Wulsten und Ballungen und Ornamenten aus den Seiten seiner Tragödien aufbrechen sieht. Deutsch sind Jacob Burckhardts fast italienisch hart gehämmerte Formeln sachlich überlegener Weltgeschichtsbetrachtung, ebenso aber Hegels verschlungene Weitschichtigkeit des Suchens der letzten metaphysischen Hintergründe in allem geschichtlichen Werden. Man kann die deutschen Voraussetzungen eines Dichters nur von seiner Sprache her ergreifen: wie weit aber geht der Bereich dieser Sprache? Es gibt nicht eine, es gibt unzählige deutsche Sprachen, soviel wie es echte Dichter gibt, und jeder von ihnen schafft eine neue Sprache und Gefühlswelt und mit dieser in denen, die er ergreift, neue Menschen des Volkes, wofern in ihm nur ein Volk lebender, ein aus dem Volk im weitesten Sinne lebender Mensch dasteht.

Wo also werden die deutschen Voraussetzungen eines Dichters greifbar? Zulezt wie sein Wesen nur im Nachleben, im Hineingehen in seine Welt und im Mitleben seiner Beziehung zum Dasein, seiner Beziehung zur Sprache als der eigentlichen Wesensform unseres deutschen Urbesitzes. Wieweit ein deutscher Dichter als Mensch mit seinen Voraussetzungen in sein deutsches Volkstum wirklich eingefügt und eingebunden ist, wieweit er ein echter Deutscher ist, das erleben wir immer wieder aus der Gefügtheit und Gebundenheit seiner Sprache, die ihn ohne seinen Willen bestätigt und bejaht und gegen seinen Willen, wofern er nicht der ist, der zu sein er vorgibt, ihn verrät und entlarvt, ohne daß er es mit noch soviel Talent verhindern kann. Noch diejenigen, die wie Nietzsche, wie Hölderlin gelegentlich ausbrechen und ihrer enttäuschten Liebe in schweren Anklagen gegen Reich und Volk Luft machen, bestätigen durch diese Versuche des Sichherausnehmens die Gemeinsamkeit, das Verbundensein mit dem Ganzen. In der Sprache eines Dichters und seinem echten oder unechten Verhältnis zu ihr wird die Echtheit oder Nichtechtheit seiner deutschen Voraussetzungen sichtbar. Autoren ohne echte deutsche Voraussetzungen können noch so schöne deutsche Themen nehmen: sie bleiben, da ihnen die Wesens-, die Spracherbundenheit fehlt, außerhalb der deutschen Welt. Menschen wie Hölderlin, wie Nietzsche genügt das, was sie an Deutschtum, an Deutschsein in der Welt um sich finden, nicht; sie wissen um mehr Möglichkeiten, um größere Voraussetzungen. Sie beweisen in ihrer Sprache, in der geballten, zorngeballten Wucht ihrer Worte die Zugehörigkeit zu dem Verneinten, die deutschen Voraussetzungen, die sie gerade leugnen wollen. Solange einer sich nicht der deutschen Sprache zu entäußern vermag, bleibt er in die gemeinsamen Voraussetzungen gebunden, enthüllt er noch, wenn er sie begrifflich verwirft, die unmittelbaren Beziehungen zu seiner Nation, die deutschen Voraussetzungen seines Wesens — wofern er sie von Hause aus mitbringt.

Worauf es also ankommt, ist, sich Organe zu schaffen, mit deren Hilfe man in der Lage ist, jeweils mehr oder weniger eindeutig festzustellen, was der einzelne Autor von diesem wesentlichen Besitz mitbringt, ob sein Werk von ihm getragen wird oder nicht. Es gilt eine Reaktionsfähigkeit in sich zu entwickeln, die die Möglichkeit bietet, wie ein Probiertestein die Echtheit und Gediegenheit des gerade vorliegenden Metalls in der Berührung mit ihm festzustellen. Diese Aufgabe ist nicht leicht zu lösen. Sie ist im Grunde identisch mit der, sich ein Organ zu schaffen, das überhaupt imstande ist, Echtheit von Unechtheit, Natur von Künstlichkeit, Literatur von Dichtung zu sondern; ein solches Organ sollen manchmal selbst die Leute nicht besitzen, die aus dieser Sonderung des Literarischen vom Dichterischen einen öffentlichen Beruf gemacht haben.

Material und Mittel des Dichters ist die Sprache — aber nicht nur die Sprache. Der Dichter, der allein aus ihr zu schaffen versucht, ähnelt dem Maler, der unabhängig von den Dingen der Welt, unabhängig von der Natur, rein aus Form und Farbe sein Bild zu bauen versucht. Sprache ist zuletzt so wenig an sich, unabhängig von den Menschen und den Dingen vorhanden wie Form und Farbe: wäre sie das nicht, gäbe es Sprache an sich, zum wenigsten dichterische Sprache an sich, so hätte der junge George recht gehabt, als er sich seine private Kunstsprache schuf, rein aus Klangrück-sichten ein musikalisches Esperanto baute, weil ihm die Klang- und Wirkungsmittel seines ererbten und erworbenen Deutsch nicht genügten. Auch der Dichter hat wie der Maler eine Doppelfunktion zu üben: er hat einen Eindruck, ein Erlebnis, einen Gedanken, eine Erkenntnis zu empfangen und den empfangenen Eindruck, das Erlebnis, den Gedanken, die Erkenntnis nun möglichst rein und wirkungsstark aus der seelischen Welt, die ihn empfang, herauszustellen. Er nimmt und gibt; er hört und spricht — genau wie der Maler sieht und gestaltet. Er ist ebenso Durchgang, Medium, Spiegel wie der — so daß die Wahl des Stoffes zuletzt für ihn genau so wenig irrelevant ist wie für den Maler. Der Impressionismus behauptete, das Was wäre gleichgültig; es käme allein auf das Wie an, auf das Können und die reine Qualität der Farbe. Der gleiche Irrtum tauchte im gleichen Menschenalter, wenn auch nicht ganz so betont, innerhalb der Dichtung auf. Die Sprachkunst an sich sollte, wie dort die Kunst des reinen Vortrags reiner Farben, die Qualität des Werkes bestimmen: die Welt, die Wirklichkeit, das Gefühl des Dichtenden war sekundär geworden.

Es ist nicht ganz so leicht, den Irrtum, der hier liegt, abzuweisen, wie bei der Malerei, weil die Sprache bereits ein viel geistigeres Material als die Farbe oder selbst die Form ist. Gerade die deutsche Sprache hat in ihren Worten schon eine solche Fülle von Anschauung und Geist, von Bild und Vorgang, Beziehung und Bedeutung eingefangen, daß es durchaus begreiflich ist, wenn die Deutschen immer von neuem versuchen, allein aus der Sprache und ihrem Reichtum heraus zu dichten. Hegel hat einmal begeistert die Vieldeutigkeit der deutschen Sprache gepriesen und sie darum die eigentlich philosophische genannt. Man könnte sie genau so gut die eigentlich dichterische nennen. Beinahe jedes Wort enthält unzählige Möglichkeiten der Verbindung und Deutung, der Auswirkung an sich, unabhängig von der jeweiligen Bindung an einen bestimmten Gegenstand. Und ebenso haben Dinge und Zustände, Beziehungen und Vorgänge im Deutschen nicht eine, nicht zwei, sondern unzählige Worte, die jeweils eine andere Seite, eine andere Gefühlsbetonung, eine andere Nuance an dem Bezeichneten herausheben. In Fischarts Trunkenen-Litaney, in seinem „Gargantua“ sind Seiten und Seiten von ungeheuer quellender Sprachkraft eigentlich aus einer Vorstellung, aus dem Begriff des Trinkens, des Trunkenwerdens und Trunkenseins entwickelt. Da löst sich der Dichter völlig von seinem Gegenstand und geht in die Welt rein sprachlicher Phantasie ein. Es dichtet wirklich nur noch die Sprache an sich aus ihrer Welt und ihrem Reichtum heraus, die allerdings schon wieder die Welt und der Reichtum der deutschen Seele sind. Denn diese Wortfülle, dieser barocke Überreichtum existiert zuletzt, wenn man genau hinsieht, doch wieder nicht an sich, sondern quillt aus dem mit sich selber sprechenden Inneren eines Menschen, der diese Fülle jeweils neu gebiert, sie aus sich treibt, weil irgendein Punkt der Wirklichkeit, ein winziger Ausschnitt ihm zum Anlaß wird, von diesem kleinen Zentrum aus die ganze Welt in ihrer Fülle und nicht auszusagenden Vielseitigkeit wenigstens im Sinnbild abzu-leiten. Die deutsche Sprache vermag darum so selbstherrlich zu werden, daß sie jede Form zersprengt und den Dichter mit sich fortreißt in immer neue Strudel, weil in der Seele dieser Deutschen die gleiche ungeheure Fülle, der gleiche unerschöpfliche Strudel von Beziehungen, Betrachtungsmöglichkeiten, immer neuen Varianten und Sinngebungen irgendeines an sich belanglosen Punktes der Welt lebt.



Wer es unternimmt, aus der Sprache eines Dichters, die in der Tat das einzige wirkliche Kriterium bietet, seine deutschen Voraussetzungen abzuleiten, muß hiernach also zunächst einmal festzustellen versuchen, zu welcher Kategorie der Beziehungen zur Sprache der jeweilige Autor gehört. Zu der sachlichen oder der rauschhaften, der wirklichkeitsgebundenen oder der sprachgebundenen, um dann weiter zuzusehen, ob er innerhalb dieser Kategorie zu den echten oder den unechten, den künstlichen oder den natürlichen, den literarischen oder den dichterischen Menschen gehört. Es gibt verschiedene Möglichkeiten, diese Einordnungen zu vollziehen, entsprechend den verschiedenen produktiven Möglichkeiten im Verhältnis zur Sprache. Während die Maler nur von einem Organ aus und für ein Organ arbeiten, für das Auge, gibt es bei den Dichtern nicht weniger als drei Organe der Aufnahme und der Nachprüfung. Das eine ist ebenfalls das Auge, das lesend die Arbeit des Dichters empfängt: das zweite ist das Ohr, das sie hörend aufnimmt, und das dritte und beinahe das sicherste ist die Zunge, das Sprachorgan, das das Ergebnis der dichterischen Tätigkeit selbst aktiv in eine seiner Entstehung am nächsten kommende Wirklichkeitsform überträgt. Wer ein Werk liest, still für sich, empfängt am meisten von seinem gegenständlichen Gehalt, von seiner Handlung, seiner Idee, seinen Gedanken, Gefühlen, Vorgängen und Bildern; wer es hört, empfängt erheblich mehr von seinem Dichterischen, das heißt von seiner Sprache und damit von seinen Wesensvoraussetzungen. Alles Dichten war ja ursprünglich Sprechen und alles Aufnehmen Hören. Der Hörer empfängt durch alle Form hindurch den unmittelbaren natürlichen Sprach- und Lebensrhythmus eines Dichters, das wirklich Sprachliche seiner Sprache. Der aber, der sie selber spricht, geht sogar in die Rolle des Autors ein, wird zum mindesten so etwas wie ein Nachdichter und erfährt so am meisten von seinem Wesen oder Unwesen. Er ist wie der Mann, der selber ein Musikstück, eine Sonate spielt, während der, der eine Dichtung nur hört, dem Zuhörer im Konzert entspricht, der einen andern spielen läßt. Wer selber spricht, erlebt, wofern er seine etwa vorhandene eigene schauspielerische Veranlagung ausschaltet oder nur legitim dem Dichter zur Verfügung stellt, falls der schauspielerische Elemente in seine Arbeit hat eingehen lassen, — wer sich so zum Verwirklicher der seelischen Vorgänge des Dichters macht, aus denen der seine Arbeit entstehen ließ, der erfährt unter Umständen, sofern er genau auf sich und das, was er spricht, aufpaßt, am meisten von dem, was er wissen möchte. Sofern nämlich der Autor selber im Verhältnis zur Sprache etwas von der betonten Lust am gesprochenen Gebrauchen bestimmter Worte und Wortverbindungen besaß, die das Nachsprechen seiner Verse, seiner Prosa zur natürlichsten Annäherung an ihre und seine inneren Voraussetzungen macht.

Ein paar Beispiele mögen das verdeutlichen. Als einen Autor zum Für-sich-Lesen könnte man Wilhelm Raabe nennen — schon wegen der Fülle des Wissens, der faktischen und historischen Anspielungen, die er in seinen Erzählungen unterbringt. Die lenken beim Hören durch das unwillkürliche Anklingelassen von Erinnerungen, Assoziationen, halbversunkenen historischen oder anderen Kenntnissen automatisch vom nächstzuhörenden Wort oder Satz ab. Die Seele des Hörers vernimmt etwa: Lutter am Barenberg — und denkt: gewiß, ja, da war ja eine Schlacht — wann doch — zwischen wem? — Sie denkt nach, und plötzlich merkt sie erschreckt, daß der Vorleser inzwischen schon ganz woanders ist. Daß Raabe im übrigen ein ausgezeichnetes Objekt zum Vorlesen ist, wird davon nicht berührt; der Lesezug, den er hat, ist ein Wesenszug, eine seiner deutschen Voraussetzungen, kommt aus seiner Bildung, aus seinem deutsch-bürgerlichen Kulturglauben.

Auch Fontane ist trotz aller akustischen Qualitäten seiner Sprache und trotz seines eigenen unvisuell akustischen Verhältnisses zur Welt ebenfalls zum Für-sich-Gelesenwerden da — desgleichen der späte Goethe, der so weit ging, in den „Wanderjahren“ ganze Seiten Text von andern unterzubringen: derartiges will im Lesen aufgenommen,

nicht gehört werden. Bei Fontane kommt hinzu, daß seine Gefühlsverhaltenheit, seine Herbeheit gerade in entscheidenden Momenten, das im besten Sinn Preußische seiner Art dem Vorgelesenwerden, dem laut Gesprochenwerden widerspricht. Bothos Abschied von Vene Nimbsch in „Irrungen – Wirrungen“ muß stumm-innerlich gelesen werden, um seine ganze Innerlichkeit entfalten zu können.

Einer, der dagegen ganz auf Gehörtwerden angelegt ist, ist Fritz Reuter. Nicht nur wegen seiner niederdeutschen Freude am Schnafen, wegen seiner Döneken und seiner Späße, sondern weil er wirklich erzählt, weil man schon im Lesen ihn immer sprechen hört, ja gelegentlich, was sehr bezeichnend ist, in Versuchung gerät, selbst beim Lesen gewisse Sätze laut mitzusprechen. Die Erzählung geht mit einem legitimen Zusatz Schauspiel beim Erzähler leicht ins Schauspiel über (nicht ins Drama). „Daß du die Neese ins Gesicht behälst“ – diese und ähnliche schöne Formeln aus der Welt Onkel Bräsigs verleiten geradezu zum lauten Nachsprechen, weil der arglos amüsierte Leser deutlich ihre Wirkung empfindet und sie mit Vergnügen selber einmal ausprobieren möchte.

Denn zum Erfassen durch Gehörtwerden eignen sich nicht nur Dinge, die klingen, deren musikalische Schönheit erst im lauten Vortrag volle Wirklichkeit wird. Derartiges gibt es auch, vor allem in der Lyrik oder der lyrischen Prosa: Verse Brentanos mit ihrem sinnlichen Wohlklang werden erst dann wirklich, zeigen ihre eigentlichen Voraussetzungen, wenn ein guter Sprecher sie man möchte sagen aufführt. Durch Verse wie „Sprich aus der Ferne, heimliche Welt“ – weht sein Klang und Rhythmus gewordenes Gefühl hindurch und klingt hinüber zum Hörer, um in ihm rein über den empfundenen Klang, viel weniger über die erfaßte Bedeutung wieder Gefühl zu werden.

Das ist die eine, die sinnlich-musikalische Seite des Aufnehmens im Hören. Es gibt noch eine zweite, im höheren Sinn musikalische: man erlebt sie bei keinem so wie vor dem in dieser Beziehung fast noch unausgeschöpften Werk Heinrich von Kleists. Brentano singt schmeichelnd, klingend, süß: bei Kleist baut sich eine Kammermusik der Sprache auf, aus der die ganze Weite und metaphysische Tiefe seiner Voraussetzungen wie beim Beethoven der mittleren Zeit aufleuchten. „Der zerbrochene Krug“ ist wie eine Fuge oder wie ein Kanon gebaut: man müßte ihn einmal rein vom Sprachlichen, von der musikalisch gebauten Verknüpftheit der einzelnen Sätze und Dialogteile her aufführen, jeden Schauspieler wie den Spieler eines Instruments im Quartett behandeln. Noch viel reiner und bewußter ist das beim „Prinzen von Homburg“ der Fall: da klingt schon jeder einzelne Vers wie Musik eines Streichinstruments – wie Klang einer stählernen, einer seidenen, einer tiefen, umspannten Saite. Nataliens Verse schweben wie der Part einer Geige, des alten Rottwils' Rede hat den dunklen Ton einer Bratsche, und das herrscherhaft führende Cello des Großen Kurfürsten trägt diese ganze musikalisch ihre Wege gehende Welt. Einzelne Verse werden wie Themen behandelt: das Wort des Prinzen: „Doch dann wird er Fanfare blasen lassen!“ wandert von Gestalt zu Gestalt wie von Instrument zu Instrument hinüber, bis es in hellem C-Dur bei dem endet, dem es eigentlich gehört. Der ganze ungeheure Reichtum dieses Dichters, die wunderbare Weite seiner deutschen Voraussetzungen, seine Grazie und seine Tiefe, sein Rausch des Gefühls und sein stolzes Wissen um die Schönheit des Geseges klingen in dieser Musik und tragen sie: man erlebt sie ganz nur im Hören, weil nur im Gespieltwerden diese glanzvollste Symphonie des Preußentums volle Wirklichkeit bekommt und alle Herrlichkeit ihres Wesens enthüllt.

\*

Es bleibt die dritte Möglichkeit, das Selbersprechen, das persönliche Nachleben der Gefühle des Autors im lauten Nachsprechen seiner Worte. Es ist der eindringlichste Zugang zum Kern der dichterischen Voraussetzungen und der aufschlußreichste. Man



muß einmal selber den Versuch machen und sich späte Verse Hölderlins oder ein Stück Stifterscher Prosa laut vorsagen: man erlebt im Gang der Worte und der Sätze zunächst den großen, tiefen Gang der deutschen Sprache und dann in ihm den tiefsten Gang des deutschen Wesens, das sich hier ganz rein und selbstverständlich ins Wort umgekehrt hat. Das ist ja das Geheimnis der echten dichterischen Wirkung, das die Worte aus reinem Wesen gewachsen im Hörer das entsprechende an Wesen herausholen und aktivieren. Das ist am stärksten der Fall, wenn man die Worte selbst spricht und zu wirkendem Leben bringt. Man fühlt dann, wie in ihrer Verwirklichung etwas vom besten inneren Leben in einem aufsteigt und im Klang der fremden Worte, die man sich zu eigen gemacht hat, Leben und Realität wird. Man kann Verse wie die vom Nordwest, dem liebsten unter den Winden, immer wieder sagen: ihr Gehalt an Leben ist unnerbrauchbar, weil eben nur wesentliches Leben darin enthalten ist, so daß man kein Verblaffen des Gefühls, kein Leerwerden spürt.

Und dann nehme man daneben eine Erscheinung, der dies innerste selbstverständliche Wesen und sein unmittelbares Eingehen in das Wort versagt ist, die aber Talent hat und Möglichkeiten des sprachlichen, geschickten Formulierens, und sage sich so etwas laut vor. Das innere Parallelerlebnis wird jetzt ganz anders. Man empfindet nicht mehr, daß Wesentliches in einem aktiviert wird, man verspürt lediglich die schauspielerische Freude mit, die der Autor selbst an der Wirkung des gebrauchten Worts, an seinem Klang, seiner betonten Bedeutsamkeit empfand. Man spürt, wie er es nicht aus sich unmittelbar geboren hat, sondern es sozusagen nur wie ein Zitat benutzt, das eine sichere Wirkung schon in sich trägt, sie von früherer Benutzung durch andere her behalten hat. Die Selbstverständlichkeit des Ausdrucks im Wort bekommt einen Zusatz bewußten Wirkenwollens, die Freude am Wort ersetzt seine Notwendigkeit. Das Glück des Wesengestaltens wird Rausch des Klanges und der Bedeutsamkeit jenseits des Wesens. Stolz auf den Gebrauch gerade dieses Worts, an dem schon so viel Vergangene hängt — Demonstration der eigenen Überlegenheit durch eben diesen Gebrauch. Es kann eine sehr gepflegte, sehr legitime Freude am Wort sein; sie hat aber eigentlich nur noch mit dem Dichten als Beruf, als Handwerk, nicht mit dem Dichten als Wesensgestaltung zu tun. Sie ist Berufssache, nicht Lebenssache (wofern nicht hinter diesem Pfauenfederspiel eine innere Unsicherheit und Selbstunterschätzung sich überkompensiert verbirgt), Literatur, nicht Dichtung und damit Ablösung von den eigentlich deutschen Voraussetzungen.

Denn diese deutschen Voraussetzungen sind eigentlich nur eine Voraussetzung: nämlich die der inneren Echtheit. Deutsche Voraussetzung eines Dichters ist, daß er aus seinem Wesen wirkt, aus dem, was echt in ihm ist, und was, da es in unzähligen Varianten in allen Angehörigen seines Volkes lebt, sofern sie wirklich echt, wirklich deutsch sind, ihn mit den Menschen eben dieses Volkes ganz von selbst verbindet und so die seelische Grundlage nicht nur für ihn, sondern für das Ganze bildet. Worauf es ankommt, ist, daß ein Dichter auf diesem Volksboden steht, soweit das Schicksal ihm das Glück des Anteils daran gab — daß er von ihm aus schafft und sein Werk erfüllt. Dies ist Deutschheit, dies ist das eigentlich Volkhafte: von diesen Voraussetzungen aus entstehen die Werke, die deutsch sind und den Kreis des Deutschen wirkend erweitern. Das stofflich Deutsche ist solange sekundär, als es nicht von der unerläßlichen Voraussetzung dieses unerläßlichen Wesensquells gespeist wird. Der Mann, der von Volk und Bauern und Handwerk schreibt, und der nicht die gemeinsame Echtheit des Wesens in sich trägt, macht zuletzt genau so Literatur wie der, der aus dem Problem Berlins und der großen Städte heraus ohne die Echtheitsbeziehung zum Nebenmann sein isoliertes Wesen treibt. Wir sind in den letzten Menschenaltern den Weg zur immer wirklicheren Wirklichkeit gegangen, haben erstaunlicherweise sogar begonnen, unsere eigene deutsche Wirklichkeit drinnen und draußen langsam zu entdecken. Die entscheidende

Voraussetzung dafür, daß diese Wirklichkeitsgestaltungen deutsch werden, ist nicht ihre Gegenständlichkeit, sondern ihre Echtheit, das heißt die unmittelbare Erfüllung des Worts mit dem gemeinsamen inneren deutschen Leben, das in ihm Dauer bekommen soll. Der Romane vermag das Spiel der Form, das leichte Feuerwerk und Theater des Worts als Kunst, als Dichtung zu empfinden: im germanischen Bereich ist die Unmittelbarkeit des Lebens, wie es sich in lebendiger Sprache niederschlägt, das Entscheidende. Selbstverständlich wirkt diese Echtheit sich nur an echten, das heißt wesentlichen Themen rein aus. Es ist nicht so, daß der Stoff nichts und die reine Sprachform alles ist. Das Thema an sich aber entscheidet ebensowenig, wofern nicht die Haltung des Mannes, der das Thema aufgreift, in ihren Voraussetzungen deutsch, das heißt vom Wesen her bestimmt ist. Ist sie das, so wird er ganz von selbst nur Themen ergreifen, die auf diese innere Deutslichkeit Beziehung haben.

## K. VOLLKAMMER

# Entthronung der Mathematik?

Am Anfang des Denkens über Mathematik erhebt sich die Frage nach ihrer Entstehung. In noch unentschiedenem Streit stehen sich die Behauptungen gegenüber, Mathematik gestalte sich rein aus der Gesetzmäßigkeit des Denkens, sei Selbsttätigkeit des Geistes, dessen Wesen und Aufbau sich in ihr offenbare\*), und Mathematik wurzele in sinnlichen Eindrücken, sei aus der Praxis der Flächenmessung, Größenvergleichung, Mengenteilung erwachsen und somit von anschaulichen Größen abstrahiert. Da aber ein Mitwirken der Anschauung die Eigentümlichkeit der Elemente des mathematischen Denkens und den besonderen Wahrheitscharakter der mathematischen Einsichten in keiner Weise begründen und erklären kann, wird zu folgern sein, daß Mathematik als eigentliche Wissenschaft erst da beginnt, wo in ihr das Wirken einer besonderen außerempirischen Gesetzmäßigkeit erkannt und systematisch entwickelt wird: die Konsequenz eines lückenlosen Zusammenhanges rein idealer, in Zahlsymbolen ausgedrückter Beziehungen.

Welchen Geltungsbereich die hier aufgezeigte Zwangsläufigkeit unseres Denkens hat, ob sie eine Besonderheit nur des Menschengeistes darstellt oder universell geistigen Charakters ist, ist Problem der Erkenntnistheorie. Für den menschlichen Bereich war die zeit- und subjektüberlegene Gültigkeit des mathematischen Denkens unbestritten, bis Oswald Spengler durch seine folgenschwere Ausweitung des Kantischen Kategoriebegriffs diese Stellung entscheidend angriff.

Für Kant bedeuten die Kategorien transsubjektive Denkformen, durch deren verknüpfende Tätigkeit die Objekte unserer Erfahrung erst entstehen. In dem Maße aber, in dem neben den rein intellektuellen auch noch andere, biologische und wertmäßige Faktoren als mitwirkend beim Erkenntnisprozeß aufgewiesen wurden, verlor der Kategoriebegriff den generell-rationalen Charakter, den er bei Kant noch hatte, und wird nun verstanden als konstitutives Bildungsprinzip von Weltanschauungen überhaupt.

\*) Leibniz: „Scientia rerum imaginabilium“. — Kant: „Das glänzendste Beispiel einer sich ohne Beihilfe der Erfahrung von selbst glücklich erweiternden reinen Vernunft“. — M. Scheler: „Die Formwissenschaft katexochen, in der purer Verstand seine souveränste Freiheit kostet“.



Diese Entwicklung ist aufs engste verknüpft mit einer Neufassung des Wahrheitsbegriffs. Man trennt immer schärfer logische und weltanschauliche Erkenntnis. Die erste steht als Erzeugnis des Verstandes im Dienste der intellektuellen Selbsterkenntnis und zweckhaften Orientierung des Menschen in seiner Umwelt, die zweite geht aus der Totalität des Menschen hervor und legt Zeugnis ab von dem Verhältnis, das er zu der ihn umgebenden Unendlichkeit des Raumes und der Zeit gewonnen hat. Diese Stellungnahme ist bedingt durch den individuellen Charakter, den Entwicklungsgang und die Lebensstellung des Erkennenden, durch seine Zugehörigkeit zu einer der Typen menschlicher Geistigkeit und die Verwurzelung in seinem Volkstum. Spengler gesellt diesen Kategorien noch hinzu den Organismus der Kultur.

Spengler bestreitet nicht die für alle geltende Verbindlichkeit logischer Entwicklungen, wohl aber eine für alle bestehende Verbindlichkeit ihrer außerlogischen Gehalte. Nur durch diese aber vermag der Mensch sein von Rätseln erfülltes und begrenztes Leben zu tragen und sinnvoll zu gestalten. Das Denken gilt nicht mehr als begriffliche Spiegelung und Nachbildung ontischer Wirklichkeit, sondern als der intellektuelle Ausdruck eines in steter Gestaltung sich ausformenden und darlegenden Organismus.

Auf die Mathematik angewandt, bedeutet ihr jeweiliger Wissensstand nicht mehr das Ergebnis stetiger und objektiver Gedankenentwicklung, sondern die schöpferische Tat einer Kulturseele, die aus dem möglichen Umfang der mathematischen Probleme diejenigen auswählt und in ihrer Entwicklungsrichtung bestimmt, in welchen die Besonderheit dieser Kultur ihren erschöpfendsten Ausdruck zu finden vermag. Damit werden die bewegenden Kräfte des mathematischen Denkens in Gebiete weit jenseits alles nur Intellektuellen verlagert und alle seine Entwicklungen arbeiten mit zunehmender Schärfe und Deutlichkeit das geistige Profil des in dieser Zeit stehenden Menschen heraus.

Hierher gehören die fundamentalen Sätze Spenglers: „Je weniger anthropomorph die Naturforschung zu sein glaubt, desto mehr ist sie es. Sie beseitigt nach und nach die einzelnen menschlichen Züge des Naturbildes, um endlich als die vermeintliche reine Natur die Menschlichkeit selbst, rein und ganz, die unmittelbare Form des Verstandes, in Händen zu halten.“ Und in besonderer Anwendung auf den Menschen der abendländischen Kultur: „Die Natur als starrer Inbegriff funktionaler Gesetze, ganz abstrakt, ganz infinitesimal – das ist nichts als das mechanische Bild des faustischen Geistes, das sich vom organischen Grund ablöst\*.“

Wir fanden es schon bei Novalis ausgesprochen, daß alles Wandern ein Wandern nach Hause ist. Als der Erkenntnisuchende im Tempel der Göttin von Saïs den Schleier des Götterbildes hebt, um letztes Geheimnis zu ergründen, da sieht er, „Wunder des Wunders, sich selbst!“

Wir verdanken Novalis eine Fülle von Einsichten in das Wesen des mathematischen Denkens, und es darf uns hierbei nicht befremden, daß gerade ein Romantiker uns soll Aufschluß geben können über die sprödeste und farbloseste aller Wissenschaften. Die in ihr waltende Selbstherrlichkeit des nach eigenen Gesetzen produzierenden Geistes, ihr ruhiges, stetiges Fortschreiten, ihr unlösbarer innerer Zusammenhang, der nach allen Seiten bis zum Unendlichen sich breitere Raum des mathematischen Denkens sind programmatische Erfüllungen des romantischen Weltbildes.

Novalis teilt die Auffassung der Romantik vom Geist als einer überwölbenden Ordnung, an welcher der Mensch Anteil hat, weil sie durch ihn hindurch und über ihn hinaus ihren Weg nimmt. In seinem System des magischen Idealismus findet sich vorgezeichnet, was Schelling und Hegel dann bis ins einzelne gehend entwickelt haben, daß Natur

\*) O. Spengler, Der Untergang des Abendlandes. München 1920. S. 614.

werdender, sich offenbarender und zur Selbsterkenntnis kommende Geist sei, der Geist aber die Ordnung und der Sinn der Natur.

Novalis fordert, daß der Mensch das Wissen um dieses Verhältnis so lebendig in sich trage, daß er diesen Umwandlungsprozeß in sich selbst vollziehen könne. Nun aber ist der Nachweis des in der Natur wirkenden Geistes das Prinzip der angewandten Mathematik, und in der reinen Mathematik offenbart sich unbeschwert von allem Stofflichen die Bewegtheit und Ordnung des Geistes selbst. So kann Novalis sagen, die Mathematik sei das eigentliche Element des Magiers. „Wie leicht wird hier die Handhabung des Universums, wie anschaulich die Konzentrität der Geisterwelt.“

¶ Diese Haltung, welche in den mathematischen Zeichen Hieroglyphen der Weltvernunft zu erschauen vermag, erklärt die Ehrfurcht und Hingabe, mit denen Novalis die Mathematik betrieben sehen will: „Ohne Enthusiasmus keine Mathematik.“ — „Wer ein mathematisches Buch nicht mit Andacht ergreift und es wie Gottes Wort liest, der versteht es nicht.“

Aber Novalis Stellung zur Mathematik schließt noch ein anderes Moment in sich ein, die Geborgenheit in einer Welt des Gesetzes und der Ordnung, die Abkehr von „der Welt Getümmel“. — „Die Mathematiker sind die einzig Glücklichen. Der Mathematiker weiß alles. Alle Tätigkeit hört auf, wenn das Wissen eintritt. Der Zustand des Wissens ist selbige Ruhe der Beschauung.“

Wir erinnern uns an das Wort der Maria Agnesi: „Algebra und Geometrie sind die einzigen Provinzen des Geistes, in denen der Friede wohnt.“ Das Wort Nießches vom abstrakten Charakter unseres mythenlosen Daseins dämmert vor uns auf, und wir begreifen, welches Danaergeschenk die abstrakte Klarheit und herauschende Folgerichtigkeit der Mathematik dem Menschen bedeuten kann: die Gefahr eines intellektuellen Autismus, die Vernichtung von Anschauung und gegenständlichem Denken, die Zerstörung seiner Weltverbundenheit.

Wir verstehen, wie dieses reine Beisichsein des Geistes den Menschen schwindeln machte, wie er den Anschluß an die Natur und volle Wirklichkeit zurückzugewinnen strebte, um zu sehen, ob und wieweit die Erkenntnisprinzipien des Geistes mit den Produktionsprinzipien der Natur zusammenstimmen. Diesem Bestätigungsdrang der Mathematik kam entgegen der Weltbewältigungsdrang der Naturforschung, der sich in der Mathematik das Instrument darbot, die Natur mit der Exaktheit der Zahl zu ordnen und zu begreifen\*).

Mit der Methode der Mathematik haben die Naturwissenschaften freilich auch ihren abstrakten Charakter übernehmen müssen. So kommt es dazu, daß gerade die Wissenschaften, die von der genauesten Beobachtung aller Einzelheiten des Naturgeschehens ihren Ausgang nehmen, in ihren Ergebnissen am wirklichkeitsfremdesten sind. Was die Naturwissenschaften als Erklärung der Wirklichkeit ausgeben, hat mit dieser nichts mehr gemein. Dieses aus möglichst wenig Prinzipien aufgebaute, qualitätslose, mengenmäßig bestimmte Weltbild ist eine rein gedankliche Konstruktion, um die bisher bekannten Daten der Erfahrung zu deuten und in ein System zu bringen. Heinrich Herk kennzeichnet das Verfahren der Naturwissenschaften dahin: „innere Scheinbilder oder Symbole der äußeren Gegenstände zu machen von solcher Art, daß die denotwendigen Folgen der Bilder stets wieder die Bilder seien von den naturnotwendigen Folgen der abgebildeten Gegenstände“, und dies ohne zu wissen, „ob unsere Vorstellungen von den Dingen mit jenen in irgend etwas anderem übereinstimmen als allein eben in jener einen fundamentalen Beziehung\*\*).“

Die Frage nach dem Verhältnis unserer Geistigkeit zur Wirklichkeit draußen ist ihrer Beantwortung also um keinen Schritt nähergekommen. Aber es wäre eine

\*) Für Kepler ist die Zahl „das Auge des Geistes“.

\*\*) Hr. Herk, Die Prinzipien der Mechanik. — Ges. Werke Bd. III. Leipzig 1894. S. 1 f.



Täuschung, von einer Änderung des Ansatzpunktes und der Methode ein besseres Ergebnis zu erwarten. Solange kein bündiger Gegenbeweis gegen die Kantische These vorliegt, nach der wir die Natur überhaupt nur erfahren, weil und wie die von ihr ausgehenden Sinnesindrücke von den ordnenden und verbindenden Kräften unseres Verstandes gestaltet werden, sind alle Übereinstimmungen, die Forschung und ästhetische Analyse zwischen den Gesetzen des Geistes und denen der Natur glauben nachweisen zu können, vielleicht nur verschiedene Prägungen ein und derselben Erkenntnisform.

Man braucht nicht an der strengen Kantischen Formel festzuhalten. Die Entwicklung der modernen Biologie hat gezeigt, welche Fruchtbarkeit dieser Formel gerade dann innewohnt, wenn sie von ihrer Festlegung auf den Menschen und den Bereich des Rationalen befreit wird. Vor allem von Uexküll hat sich das Prinzip dieser Formel zu eigen gemacht in seiner Lehre, daß der Strukturaufbau eines Organismus bestimmend für dessen Umwelt ist und daß Merkwelt und Wirkungswelt in einem vital geforderten Verhältnis der Entsprechung stehen. Er selbst hat diese Lehre als „die endlich gereifte Frucht“ bezeichnet, „die vom Baum der Kantischen Philosophie uns in den Schoß fällt\*“).

Bereits bei der Betrachtung des Novalischen Lebens haben wir den gefährdenden Einfluß kennengelernt, den die Abstraktheit mathematischen Denkens für die Lebensentwicklung haben kann. Durch den Siegeszug der mathematischen Methode bei der Entwicklung der exakten Naturwissenschaften und durch die Proklamierung zum wissenschaftlichen Ideal hat die Degenzierung und Abseitsstellung des Geistes eine wesentliche Verschärfung erfahren und sich zu einem schwerwiegenden Faktor unserer Kulturkrise ausgewachsen. Der Geist hat in isolierter Entwicklung Stellungen eingenommen, die viel zu vorgeschoben sind, als daß von ihnen aus eine Rückwirkung auf das übrige Sein des Menschen möglich wäre. Die These vom Geist als Widersacher der Seele und des Lebens zeigt, wieweit diese Entwicklung bereits gediehen ist. Wenn wir auch überzeugt sind, daß dieser Vorwurf nur ein Zerrbild des Geistes trifft und nicht sein eigentliches Wesen, so erhellt er doch klar die Aufgabe, durch Rückgliederung des Geistes, durch die Preisgabe manchen Stolzes auf rein intellektuelle Bewältigung zu einem Gleichwuchs unserer seelischen Vermögen zurückzufinden.

Von diesem Standort aus erweist sich auch die innere Zusammengehörigkeit des Spenglerschen Versuches einer Historisierung der Mathematik mit dem einer Wiederbelebung und Erweiterung des Kantischen Kritizismus. Beide suchen Bresche zu schlagen in die scholastisch-aufklärerische Überzeugung von der Existenz und dem Kultur- und Erkenntniswert eines zeitlos geltenden, objektiven, unpersönlichen und internationalen Geistes. Beide helfen mit an der Überwindung einer Krise, die durch die Vormachtstellung eines einseitig am Ideal der Mathematik orientierten abstrakt-theoretischen Denkens entstanden ist. Beide suchen diese Aufgabe in der gleichen Weise zu lösen, indem sie die Problematik und Brüchigkeit des bisher Geltenden nachweisen und zugleich Verständnis schaffen für Einsichten, die von anderen Voraussetzungen her mit anderen Methoden erarbeitet wurden.

Bei Max Scheler finden wir die Feststellung: „daß im selben Maße, als ein Wissen ‚allgemein-menschlich‘ wird, es um so mehr sich damit begnügen muß, die Sachen bloß eindeutig zu ordnen, statt ihre Wesensfülle zu erkennen.“ Er fragt: „ob nicht gerade das An sich der Welt so eingerichtet sein könne, daß die Welt sich nur der Totalität einer Person aufschließe.“ — „Nicht die mögliche Ausschaltung des Personellen und Rationalen wäre in diesem Falle die sachgültigste und den Namen der Wahrheit am strengsten verdienende Erkenntnis der Dinge; solche Wahrheit ergäben im Gegenteil erst die sich zu einem Gesamtbild ergänzenden charakteristischen Weltbilder der Personen und Nationen, deren jede dasjenige an ‚Welt‘ gesucht und gefunden hätte, was eben nur sie auf Grund

\*) J. v. Uexküll, Bausteine zu einer biologischen Weltanschauung. München. 1913. S. 65.

ihrer letzten, eigentümlichen metaphysischen Seinsbezogenheit auf das Universum zu erkennen vermag \*).“

Auf vielerlei Weise haben wir so den Angriff auf den Erkenntniswert und -umfang des mathematischen Denkens sich abspielen sehen. Aber ob er nun erfolgte als Versuch einer Bindung an die Zeit und die Entwicklung kulturell-metaphysischer Wesenheiten, ob als Beschränkung auf die Erscheinungswelt, und Abstreitung sachgültiger Erkenntnis oder als Leugnung der Einheit und Gleichförmigkeit der vernünftigen Menschennatur, an einem werden alle diese Bemühungen nicht rütteln können: Mathematik ist und bleibt der kühnste, dingbefreite Ausdruck des menschlichen Geistes. Es ist vielmehr zu hoffen, daß gerade die Ablehnung der Mathematik als Vorbild wissenschaftlichen Denkens und Erkennens, die Abwehr gegen den Versuch, ihre praktisch-technische Verwendbarkeit zur Durchbringung und Verfälschung anderer Kulturgebiete zu mißbrauchen, den Weg frei machen wird zu einer gerechten Würdigung ihres eigentlichen Wesens. Das Beispiel der Romantik, an das wir uns hier erinnern wollen, hat gezeigt, welche Würde und Bedeutsamkeit des Gegenstandes eine solche zweckfreie und gleichgewichtige Betrachtungsweise zu erschließen vermag.

EUGEN DIESEL

## Vom Verhängnis der Völker

### Selbstanzeige eines Buches

Seit je haben die Philosophen über die ruchlose Politik der Völker Klage geführt, deren ungeheurer Aufwand nur sehr selten Ergebnisse schafft, die ihm entsprechen. Diese Klagen pflegen in utopische Programme und Vorschläge auszumünden, deren einige seit Jahrtausenden Ansehen genießen, aber gleichwohl auf die Gestaltung der Wirklichkeit niemals Einfluß gewannen. Solche philosophische Schriften führen also einerseits Klage vor einem moralischen Gerichtshof, der gar nicht vorhanden ist; andererseits machen sie, ohne sich als utopisch zu empfinden, Vorschläge, deren Durchführung wegen der Beschaffenheit der Menschen, der Völker und der Politik scheitert und für die überhaupt kein politischer Wille und keine politische Macht vorhanden ist. Unberührt von solchen klugen Wünschen und schönen Ideen ging die Weltgeschichte ihren chaotischen und schmerzlichen Weg weiter.

Der „Fürst“ des Machiavelli ist eines der wenigen politischen Bücher, die wirklich praktisch gewirkt haben. Machiavelli nahm die Menschen und ihre Politik wie sie waren und empfahl den rücksichtslosesten Einsatz aller nur denkbaren politischen Mittel, um allmählich zu einer Einigung des zerrissenen und geknechteten Italien zu gelangen.

Mir lag daran in meinem Werk „Vom Verhängnis der Völker. Das Gegenteil einer Utopie“ (Stuttgart, Cotta) zu ergründen, was man ohne programmatische und moralische Voreingenommenheit wohl in einem allgemeinsten, unhistorischen, für alle europäischen Völker zutreffenden Sinne über den politischen Zustand Europas

\*) Max Scheler, Das Nationale im Denken Frankreichs. Schriften zur Soziologie u. Weltanschauungslehre. Bd. II. Leipzig; 1923. S. 25 f. Vergl. hierzu auch Hermann Weyl, Philosophie d. Math. u. Naturwiss. im Handbuch der Philosophie. München 1927. S. 83: „Dieses Gegensatzpaar, subjektiv-absolut und objektiv-relativ scheint mir eine der fundamentalsten erkenntnistheoretischen Einsichten zu enthalten, die man aus der Naturforschung ablesen kann. Wer das Absolute will, muß die Subjektivität, die Ichbezogenheit in Kauf nehmen; wen es zum Objektiven drängt, der kommt um das Relativitätsproblem nicht herum.“



und seiner Nationen sagen könne. Während dieser langen Arbeit war ich von allen Gefühlen bewegt und ich erwog die meisten Einsichten und Maßstäbe, die man dem entsetzlichen Zustande Europas gegenüber in Anwendung bringen kann. In diesen Jahren habe ich vieles zu Papier gebracht, was literarisch oder dichterisch gesehen vielleicht bunter und reizvoller war als das endlich veröffentlichte Werk. Aber meine Leidenschaft war darauf gerichtet, mich keinen glänzenden historisierenden Spekulationen hinzugeben, nirgends parteiisch, utopisch oder unpraktisch zu sein. Kraft und Wirkung des Buches sollten aus Wirklichkeit und Sachlichkeit hervorstechen, aber freilich aus einer idealen Sachlichkeit und Leidenschaft. Ich stellte in diesem Buche unbefangen fest, was von einem sowohl nationalen wie europäischen Standort aus gesehen die Völker sind und was sie nicht sind. Ich schilderte die alles erträgliche oder fruchtbare Maß überschreitende Menge von politischem Elend, von ewig wuchernden, nie zur Erledigung gelangenden Problemen, die uns der politischen und kulturellen Zerfetzung entgegenführen. Diesen europäischen Zustand habe ich nicht anklagend, nicht moralisierend oder ästhetisierend dargestellt, sondern ich versuchte einfach, ihn mit dem Objektiv meiner Seele zu photographieren. Hierbei habe ich das allen europäischen Völkern gemeinsame Verhängnis, nicht die spezielle verhängnisvolle Lage einzelner Völker in seinem Mechanismus, seiner psychologischen und technischen Wirksamkeit und seiner kindischen diplomatischen wie demagogischen Bedienung bloßgelegt und bloßgestellt. Nach solcher Klarstellung vermied ich es, zu unerfüllbaren sittlichen oder ethisch-pathetischen Forderungen überzugehen. Vielmehr zeigte ich, daß die europäischen Nationen technisch, wirtschaftlich und kulturell in Grenzzustände hineingerieten, worin die alte Politik kein entscheidendes Ergebnis, keine wirkliche Neuordnung mehr herbeizuführen vermag. Der früher als System nicht zu vermeidende Machiavellismus beginnt unter den heutigen Umständen utopisch zu werden. Weder der chauvinistische Imperialismus, noch der internationale Pazifismus, noch zahlreiche der ererbten nationalen Ideologien sind dem heutigen Zustande angemessen, die daraus abgeleiteten Methoden sind falsch. Die ganze Problemlage ist im Begriffe, sich zu ändern. Wir dürfen nicht mehr aus dem primitiven Mechanismus von Volk zu Volk denken und ihn ausschließlich nach den vermeintlichen Interessen des einzelnen Volkes steuern; sondern wir müssen außer in der Nation auch in Europa zu denken und zu handeln beginnen. Es handelt sich hier um einen geistig-politischen Prozeß, dessen Verlauf genau so tatsächlich ist wie die Entwicklung aller möglichen widersprechender Gebilde zu den Großnationen. Nur eine allmähliche Verminderung der minderwertigen politischen Vorgänge zugunsten größerer, einfacherer Probleme und Entwicklungen kann überhaupt die europäische Krise bereinigen helfen. Ein neuer nationaleuropäischer Typ von Politikern, die geschichtlich und räumlich anders denken und die Lösung der Probleme auf andere als die alteuropäische, nur nationalistisch ausgerichtete Weise anstreben, wird zur Geltung gelangen.

Ich habe versucht, die ganze Materie aus den gewohnten historischen Gedankenbahnen zu lösen. Dabei baute ich das Werk doch wie ein Drama auf, welches auf der Bühne des Erdteils die Völker in die Hölle unserer heutigen verhängnisvollen Verstrickung hinein- und auf die große politische Wende hinführt.

# Literarische Rundschau

## Das Land der Griechen

Es bleibt immer wieder ein Rätsel, wie es möglich ist, daß so viele Menschen in Deutschland Italien zwar wie ihre Westentasche kennen, aber nie griechischen Boden betraten, selbst Winkelmann und Goethe fanden nicht den Weg. Nun ist ein so vielbewandelter Mann wie Wilhelm Hausenstein zum ersten Male in Griechenland gewesen und hat seine Erlebnisse in einem reizenden kleinen Buch<sup>\*)</sup>, das vortreffliche Bilder schmücken, niedergelegt.

Das Buch ist wunderhübsch und jedem zu empfehlen, sei er nun unten gewesen oder nicht; aber am schönsten scheint mir trotz allem die Widmung: „Den Manen des Malers Karl Rottmann.“ Wer kennt diesen Künstler? Und wer hat sich die Mühe genommen, einmal eine Stunde vor seinen prachtvollen griechischen Landschaften in der Münchener Neuen Pinakothek zu verweilen? Ich bekenne dankbar, daß diese außerordentlichen Gemälde jene Sehnsucht nach Hellas in mir zum unstillbaren Brand schüren halfen und den Heimgekehrten mit neuer Sehnsucht erfüllten. Ganz abgesehen von ihren malerischen Werten, besitzen sie eine Suggestivkraft des Inhalts, von der man in der Vorkriegszeit nichts wissen wollte, die aber, wie es scheint, jetzt mehr und mehr wieder in ihre Rechte tritt. Wie „wahr“ diese herrlichen Landschaften sind, kann freilich nur ermessen, wer wenigstens einen Teil ihrer Szenerien gesehen hat. Nicht ohne Bitterkeit vermerkt man, wie deutsche Kunst zugunsten der französischen bewußt herabgesetzt wurde. Das besagt nichts gegen die großen Franzosen, die getrost auf ihrer prächtigen Höhe verharren, aber ganze Generationen sind durch eine einseitige Kunstpolitik — hauptsächlich des Händlerturns — von den Herrlichkeiten einer nicht nur historisch überragenden deutschen Malerei ferngehalten worden. Auch für Rottmann — und seinesgleichen — bedarf es einer Rettung.

Die unternimmt denn Hausenstein, nicht nur in einem enthusiastischen einleitenden Kapitel über Rottmann, nein, das ganze Buch ist im Sinne des Müncheners geschrieben. Hausenstein sieht mit den Augen eines Malers, er versucht die Farben der griechischen Landschaft mit dem Worte einzufangen, und es gelingt ihm auf eine erstaunliche Weise, die unzähligen Tinten des griechischen Lichts anzudeuten. Und

<sup>\*)</sup> Das Land der Griechen. Societäts-Verlag, Frankfurt a. M.

nicht minder weiß Hausenstein auf Rottmanns Wegen den Gehalt, die Gewalt einer Gegend zu ermessen. Hier ist sein Verdienst nicht ganz so groß, denn das eben ist das Unerhörte des griechischen Landes — im Gegensatz zu Italien — daß der Pilgersmann sein archäologisches, historisches, kunstwissenschaftliches Wissen nicht erst hineintragen muß, sondern daß der Boden und die Luft unmittelbar zu uns sprechen. Es ist, glaube ich, nicht übertrieben, wenn ich behaupte, daß ein Mensch, der nie ein Wort von den gräßlichen Sagen um Mykene vernommen hat, vor dem Löwentor den Blutgeruch spürte und den jauchzenden Schrei der Eumeniden vernähme.

Es bleibt zum mindesten eine merkwürdige Erscheinung, daß es Hunderte von miserablen Büchern über Italien gibt, aber kein schlechtes über Griechenland, und ich kenne ihrer eine erkleckliche Anzahl (um nicht zu übertreiben: ich kenne ein sehr leeres, aber sein Titel sei verschwiegen). Es ist nicht minder seltsam, daß alle diese Werke, so grundverschieden ihre Verfasser sind und aus so mancherlei Zeiten sie zu uns sprechen, von ein und demselben Geiste erfüllt sind, dem Geiste staunender Verehrung, hingerrissener Liebe, entzückter Glückseligkeit, als rieselte die Quelle Lehe noch — sie ist magisch versichert — und hätte jeder ein paar Tropfen gesogen, um auf den Asphodeloswiesen für seine Zeit allen Drangs und aller Sorgen zu vergessen.

An Hausensteins Buch, das sich als jüngstes, nicht als letztes der schönen Reihe nun anschließt, verwundert es demnach nicht, daß dieser Kunsthistoriker von seinem eigentlichen Gebiet — die Architektur natürlich ausgenommen — fast kaum spricht. Dies Urteil ist das Gegenteil eines Vorwurfs, denn wenn ein Gott Begünstigten gibt, zu sagen, was sie leiden, so wird er ihnen als höhere Gnade schenken, zu schweigen, wo sie glücklich sind.

Wolfgang Soeh.

## Rilkes Briefe an Kippenberg

Das Vorwort stellt in Aussicht, daß die Briefe Rilkes an Katharina Kippenberg, die feinsinnige Mitarbeiterin ihres Gatten, als Briefwechsel herausgebracht werden sollen und nicht nur als einseitige Korrespondenz des Dichters. Wir hätten diesem Bande ein Gleiches gewünscht. Der Herr der Insel gehört zu den letzten und gewiß nicht schlechtesten Epistolaren, wie wir



nicht nur aus einigen in die Anmerkungen des vorliegenden Werkes verwiesenen Briefstellen zu wissen glauben.

Der Band muß insofern ein besonderes Interesse neben den übrigen Briefpublikationen Rilkes beanspruchen, als er die Jahre 1906 bis 1926 umfaßt, also auch jene tragische, unfruchtbare Periode Rilkes, die angeblich auf ein scharfes Urteil Georges zurückgeführt wird. Es ist nun im schönsten und ganz unsentimentalen Sinne rührend, wie sich in dieser schweren Zeit diese beiden Männer gegenüberstehen. Geben und Empfangen sind von gleicher ablicher Ammut. Prachtvoll, wie männlich Rilke diesen schwersten Schlag für einen schöpferischen Menschen trägt und sogar seinen zarten Humor spielen läßt, wie auf der andern Seite der Freund, der bald unentbehrliche Berater, die Treue unerschütterlich hält, voller Zuversicht, die dann auf das schönste belohnt wird durch den Brief, der beinahe studentisch-übermütig die Vollendung der Quinseer Elegien verkündet. Ganz besonders wichtig für den Rilke-Freund dürften die Briefe aus der Kriegszeit sein, die ganz unzweifelhaft — es geht deutlich aus Rilkes eigenen Worten hervor — jene unselige Zeit zum mindesten verlängerte.

Aber weit über all das Wichtige, was dieser neue Briefband zur Kenntnis des Dichters und seines Werkes bringt, ist hier das Denkmal einer Freundschaft in unserer Zeit herausgestellt. Das geht alle an. Und wenn es schon ein wunderliches Gefühl ist, historische Briefe zu lesen, an deren Spitze Daten stehen, die wir erlebt haben, so ist die Tatsache solcher menschlicher Beziehung bewegend, weit über das Verhältnis zwischen Dichter und Verleger hinaus, das hier durch keinen noch so leisen Mißton gestört ist: es ist ein Beispiel, an dem wir, wie wir sind, dankbar und froh lernen dürfen. Wolfgang Goetz.

✱

Horst Riemann, Meßzeug und Technik des Kopfarbeiters, Stuttgart.

Um ehrlich zu sein: ich habe dies Buch aus der Redaktion mitgenommen, weil ich mir eine spaßige Stunde versprach. Die Enttäuschung war ebenso groß wie angenehm. Riemann gibt fortlaufend Ratsschläge, die nicht nur vernünftig, sondern sogar gut sind. Er zwingt auch niemandem sein System auf, im Gegenteil, er fordert, daß jeglicher sein eigenes finden möge. Vortrefflich sind auch die Hinweise auf die technischen Hilfsmittel. Kurz, ein höchst gesundes, zum Teil humoristisch, ja skeptisch geschriebenes Buch, das niemand ohne Nutzen lesen wird.

W. G.

## Buch Des Betrachters

Über Spaniens heute noch gewichtigsten Denker, José Ortega y Gasset, der durch seine Ausbildung an deutscher Hochschule uns so nahesteht, habe ich in dieser Zeitschrift 1928 (September) ausführlich gehandelt. Seitdem sind drei neue Werke von ihm verdeutscht worden, zuletzt das „Buch des Betrachters“ (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt). Ortega ist ein redlicher Denker; doch deren gibt es viele; daß er aber kerngesund und männlich, kein Stubendenker, sondern höchst lebensnah ist, sind auszeichnende Tugenden; und der Zauber und die Vorbildlichkeit seiner Werke liegen in der Vornehmheit dieses Menschen; vor ihr hat man sich zu beugen, auch wo man Zustimmung versagt. Ortega ist frei von jenem Ressentiment. Ortega vergewaltigt die Wirklichkeit vorgefaßten Ideen oder gar Stimmungen zuliebe nicht.

Von den neun Abhandlungen des Bandes kreisen vier um Deutsches: zwei um Kant, je eine um Hegel und um Goethe. Ortega bekennt, er habe zehn Jahre innerhalb des kantischen Gedankens gelebt und habe ihn überwunden. Wir zweifeln, ob man Kant „überwinden“ kann, ohne in Irrtum zu verfallen; Schopenhauer wie Fichte sind in Sackgassen geraten, sobald sie den wirklich kantischen Boden verließen. Hegel? — Nun den kennen wir nicht und hörten nur, Houston Stewart Chamberlain habe gesagt, Hegels Werke sollte man polizeilich verbieten, was dem, was wir von Chamberlain über Hegel tatsächlich gelesen haben, nicht widerspräche; wir enthalten uns des Urteils. Aber wie wundervoll werden doch von Ortega Kants Wesen aus seiner Deutschtum erklärt und deutscher und mittelmeerischer Geist einander entgegengestellt! Hier ist nach dem Leben beobachtet; auf diesen Seiten des Buches liegt Licht! Der Goetheaufsatz ist für uns wichtig als Beitrag zur Erkenntnis, was Goethe Nichtdeutschen, die ihn lieben, zu geben vermag. Er entpringt einer leidenschaftlichen Parteinahme für den jungen Goethe gegen den Weimarer und fordert von Deutschland eine Biographie Goethes — da nur Deutsche sie schreiben könnten, doch die bisher von ihnen geschaffenen nicht viel anders wären als die üblichen Goethedenkmäler der Plätze.

Die übrigen Aufsätze sind allgemeineren Inhalts; sie zeigen, daß Ortega nach der Desorientierung, unter der sein drittlestes — in Deutschland allerdings meistgelesenes — Werk „Der Aufstand der Massen“ litt, wieder Boden unter den Füßen fühlt. Bezeichnend ist, wie

das von den Russen aus romanischer Wurzel geschaffene Wort „Intelligenz“, das zuerst in Deutschland, schon vor dem Kriege, eindrang, nun auch schon in romanischen Sprachen geistert: der Begriff „Intelligenz“, aus dem russischen Leben heraus in Rußland geschaffen und eingebürgert, hat sich durch die umgreifenden bolschewistischen Ideen bis nach Romänien schwenken lassen, nachdem er schon in Germanien Fuß gefaßt hatte. Ortega erklärt in den Aufsätzen, die von den Geistigen und der Masse handeln, den Verzicht jener auf Führung und weist ihnen nur noch gewissermaßen die Aufgaben der „Stillen im Lande“ zu, freilich Heil für die Allgemeinheit davon erwartend.

Wenn wir etwas gegen Ortegas Gesamthaltung einwenden wollen, so scheint er uns noch zu befangen von Optimismus. In der Abhandlung „Phrase und Aufrichtigkeit“ ist er z. B. überzeugt vom Aufhören des Zeitalters der Phrase und sieht als künftigen Feind der redlich Geistigen nur die Barbarei. Da greift sein Landsmann José Bergamin in der neuen spanischen Monatschrift „Cruz y raya“ schon tiefer mit seiner Verteidigung des Alphabetentums. Denn es gibt keinen besseren Wind, die Phrase aufzubauschen, als Barbarei, die des Lesens und Schreibens kundig ist. Hinwider hat Ortega in demselben Aufsatz das Wesen der Phrase und ihre Gefahren auf das lichteste und klarste dargestellt. Kurzum — ob zu Ja oder zu Nein bestimmt —, immer wird man von Ortega entzückt und gefördert!

Otto Frhr. v. Taube.

## Neue Bücher

### Bewährtes Gut

„Die dreizehn Bücher der deutschen Seele“ von Wilhelm Schäfer sind in einer neuen billigen Ausgabe zum Preise von 4,80 M. erschienen. Zu ihrem Lobe braucht nichts gesagt zu werden, nur freut man sich, daß sie jetzt mit dem billigen Preise in die weitesten Kreise herangetragen werden (München, Langen-Müller).

„Meister Eckharts Schriften“ gibt in der Übertragung aus dem Mittelhochdeutschen Herman Büttner heraus und leitet sie sachkundig ein (Jena, Eugen Diederichs, 3,80 M.). Zu Beginn des Jahrhunderts erschien diese recht gute Übertragung erstmalig, jetzt liegt auch sie ungekürzt als Volksausgabe vor mit der eingehenden Untersuchung des Herausgebers zu Meister Eckharts Leben und Werk. — In der „Deutschen Reihe“ (Jena, Eugen Diederichs)

ist eine Auswahl seines Werkes Meister Eckhart „Deutscher Glaube“ erschienen, und andere wertvolle Bändchen, so „Die Geschichte vom Stalden Sunlaug“; sehr zu begrüßen Wilhelm Heinrich Riehl „Deutscher Volkscharakter“, das klassische Buch einer wahren Volkskunde, wie sie sein soll, und Carl Spitteler „Die Mädchenfeinde“, eine entzückende Kindergeschichte; Helene Voigt-Viederichs „Der grüne Papagei“, und Hermann Lins' volksliedartige Gedichte „Der kleine Rosengarten“.

Wilhelm Schäfer brachte eine weitere Gabe dar „Auf Spuren der alten Reichsherrlichkeit“ (München, Bruckmann, 6,50 M.) mit 115 Abbildungen, in denen er gleichfalls die deutsche Seele in ihren Bau- und Landschaftsdokumenten in schönster Form zu beschreiben und zu deuten weiß.

Die Wiederbesinnung auf unsere deutsche Vergangenheit veranlaßte Neuherausgaben alter deutscher Heldendichtung, so von Mirko Jelušić „Deutsche Heldendichtung“ in einem starken Bande (Leipzig, Das neue Deutschland, 4,80 M.) in guter Übertragung und mit einer knappen Einleitung. Dies Jahrtausend deutscher Geschichte in Liedern vom Hildebrand-Lied an bis zu unseren Tagen knüpft die Fäden der heroischen Tradition von den ältesten Zeiten deutscher Dichtung bis zu den heute Lebenden, die sie aufgenommen haben und weiterreichen.

Hermann Lorch würdigt in einer gründlichen Untersuchung die „Germanische Heldendichtung“ (Leipzig, Friedrich Brandstetter, 3,25 M.) unter besonderer Berücksichtigung des ihnen innewohnenden sittlichen Wertes und bringt vom Wölschlid angefangen einige der nordischen Heldenlieder, von den deutschen die wesentlichsten, auch den Boewulf und dänische und langobardische Sagen.

Die ausgezeichnete Übertragung von „Platons Gastmahl“ durch Kurt Hildebrandt liegt in 5. Auflage zum Preise von 3,50 M. vor (Leipzig, Felix Meiner).

„An die unsterbliche Geliebte“ heißt ein Auswahlband von Liebesbriefen berühmter Musiker (Dresden, Wolfgang Jek, 5 M.), in dem mit einer farbigen und 8 Tafeln in Lichtdruck Erich H. Müller wirklich die schönsten aller Musikerbriefe gesammelt und zu einem Blütenstrauch zusammengebunden hat.

Dem Gedächtnis Stefan Georges hat sein Freund Melchior Lechter eine wunderschöne Gabe gewidmet „Zum Gedächtnis Stefan Georges“ (Berlin, Bondi, 5 M.). Es sind die Gedankworte, die der Freund dem Freunde in



der Lessinghochschule zu Berlin am Dreikönigstage 1934 nachrief. In einer buchtechnisch meisterhaften Ausstattung, die Lechter selber entwarf und Otto von Holtzen druckte, wirkt diese Gabe wie eine feierliche Totenmesse in Buchform.

Der Verlag Karl Robert Langewiesche (Königstein) hat wiederum zwei ganz entzückende Bücher herausgebracht „Moritz von Schwinds Illustrationen zum Märchen „Die sieben Raben“, das Lisa Tegner meisterhaft erzählt (1,20 M.), und in der Reihe „Blaue Bücher“ „Deutsche Bauernhäuser“, zu deren wunderbar ausgewählten, glänzend reproduzierten Bildern Klaus Thiede den Text schrieb. Da hat man wieder Bücher, die zu verschenken einem reine Freude ist.

Auch der in der Reihe „Die silbernen Bücher“ (Berlin, Woldemar Klein) erschienene Band „Albrecht Dürer“ Landschaftsaquarelle zeigt sowohl in der hohen Vollendung der Reproduktion, wie in der Einführung von A. E. Brinckmann entscheidend, wie weitreichend Dürers künstlerische Sendung in der deutschen Landschaftsmalerei ist, und man fühlt mit innerster Beglückung auch hier wiederum, wie reich wir sind an großem Erbe.

In den politischen Kampf gegen die verwirrte Weltmeinung sucht eine Schriftenreihe einzugreifen „Deutschland von draußen gesehen“, von der der erste Band erschienen ist „Paris“ (Berlin, Alfred Mehner), in dem Eugen Feigl aus gründlicher Kenntnis heraus eine klare Analyse der französischen Mentalität und der aus ihr sich ergebenden Schwierigkeiten, aber auch Möglichkeiten einer gerechteren Wertung des deutschen Geschehens gibt.

Dem großen Befreier Südamerikas Simon Bolivar hat Wolfram Dietrich eine Biographie gewidmet „Simon Bolivar und die Lateinamerikanischen Unabhängigkeitskriege“ (Hamburg, Paul Hartung, 6 M.), der Professor Großmann vom Ibero-Amerikanischen Institut in Hamburg ein Geleitwort schrieb. Es ist gut, wenn gerade in Deutschland Arbeiten erscheinen, die warmherzig und mit eindringender Kenntnis den großen Persönlichkeiten, welche andere Völker zur Freiheit führten, gerecht werden. Das Buch ist geeignet, eine neue Brücke zwischen dem deutschen Volk und den südamerikanischen Völkern zu schlagen.

Wohin wir sehen, ungelöste Probleme, und einem solchen gilt auch die Schrift von Harald Laeuen „Östliche Agrarrevolution und Bauernpolitik“ (Breslau, W. G. Korn, 4 M.). Gegenüber der ersten Fassung der Ar-

beit, die eine Verteidigung deutscher Interessen war gegenüber dem Bodenraub, einem der furchtbarsten Unrechte der Weltgeschichte, setzt Laeuen mit gründlicher Kenntnis der Särung, die vom Baltischen bis zum Schwarzen Meere die Welt in Unruhe hält, Grundsätze entgegen, die der neuen deutschen Agrarfassung entnommen sind, um durch Wiedereinführung eines wahren Bodenrechts diesen Unruheherd beseitigen zu helfen.

In der „Deutschen Reihe“ des Verlages Eugen Diederichs (Jena) erschien von Ulrich Sander „Das feldgraue Herz“ (0,80 M.), das keiner Empfehlung mehr bedarf.

Weitere Kriegsbücher sind „U 38. Wikingersfahrten eines deutschen U-Bootes“, in dem Max Valentiner, einer der Besten der U-Bootwaffe mit 23 Abbildungen (Berlin, Ulstein, 2,85 M.) lebendig und fesselnd und dabei doch in der soldatisch-männlichen Haltung diese großen Leistungen seines Bootes und seiner Leute unter seiner Führung schildert, und Erich Killingers „Flucht um die Erde“ (ebenfalls 2,85 M.), in dem Killinger sein Entkommen aus russischer Gefangenschaft darstellt, das ihn rings um die Erde aus der Peter-Pauls-Festung über Sibirien, durch China, Japan, über den Stillen Ozean und durch Nordamerika auf dem Umweg über Norwegen wieder in die Heimat führte.

Ein echtes Fliegerbuch ist die Schrift „Fliegerabteilung 17“ von Hauptmann a. D. Haupt-Heydemard mit vielen Abbildungen (Berlin, Nationaler Freiheitsverlag, Leinen 3,75 M.), der mit der unverwundlichen Vitalität des deutschen Jagdfliegers seine Schicksale im Felde, in der Gefangenschaft und seine Rückkehr ins Feld schildert.

Wichtig für den deutschen Kampf um Revision ist die kleine Schrift von Kurt Trampler „Der Unfriede von Versailles“. Ein Angriff auf Volk und Lebensraum (München, Lehmann, 0,40 M.) mit Karten und Abbildungen. Trampler hat schon vielfach bewiesen, daß er es versteht, Tatsachen und Tatbestände zu deuten und aus ihnen die unwiderleglichen Waffen für den deutschen Kampf zu finden. — Dem gleichen Zweck dient auch die Veröffentlichung „Deutschlands Kampf um Gleichberechtigung“, herausgegeben von Richard Schmidt und Adolf Grabowsky (Berlin, Carl Heymann, 3 M.), in der in Abhandlungen und Dokumenten die Tatsachen und die Probleme, welche die Verhandlungen über Abrüstung und Gleichberechtigung 1933 und 1934 bestimmten, zusammengefaßt sind.

In die Weltpolitik führt das Buch „Achtung! Asien marschiert“, ein Tatsachenbericht von Roland Strunk und Martin Rikli (Berlin, Drei-Masken-Verlag, 4,80 M.). Aus eigener Anschauung werden hier mit vielen Abbildungen die Tatsachen aufgezeigt, ohne deren

Kenntnis man nichts von dem verstehen wird, was sich vielleicht in Bälde begeben muß: der Ausbruch Asiens gegen Europa. Das Buch ist begrüßenswert, weil die Verfasser verstehen, in einer jedem zugänglichen Form die Gründe der Gefahr und des Problems sichtbar zu machen.

D. R.

## Politische Rundschau

Am 13. Juli überreichte der englische Botschafter in Berlin drei bedeutsame Dokumente: einen Entwurf für einen Ostpakt, einen weiteren für einen Südpakt und schließlich einen Entwurf für einen Generalpakt.

Diese Entwürfe stammen vom Quai d'Orsay; sie fanden die Billigung der englischen Regierung gelegentlich der Reise Barthous nach London. Am gleichen Tage, an dem die Entwürfe außer in Berlin noch in Warschau und Rom durch die dortigen englischen Vertreter übergeben wurden, erklärte Sir Simon, daß sich England Frankreich gegenüber verpflichtet hätte, sich für den Erfolg der Barthouschen Paktspolitik einzusetzen. Gleichzeitig erklärte der englische Außenminister, er hätte alle notwendigen Garantien erhalten, daß sich das System der Paktvorschläge nicht gegen eine bestimmte Ländergruppe richte. Diese Erklärung ist unverständlich, wenn man die Paktentwürfe einer kritischen Betrachtung unterzieht.

Der Ostpakt soll eine gegenseitige Grenzgarantie darstellen, als Partner sind neben der Sowjetunion und der Tschechoslowakei die Randstaaten, Polen und das Reich gedacht. Die Sowjetunion soll in den Locarnovertrag einbezogen werden und die französische Ost- bzw. die deutsche Westgrenze garantieren, andererseits ist Frankreich bereit, als Garant der Westgrenze der Sowjetunion zu figurieren.

Der Südpakt bezieht sich auf die notwendige Garantie der augenblicklichen Grenzen in Südosteuropa.

Die beiden Territorialpakte werden durch den Generalpakt gekrönt, in dem sich alle nochmals besonderen Beistand gewähren sollen, um die augenblicklichen Grenzen in Europa überall zu garantieren.

Das ganze Paktsystem erscheint insofern besonders interessant, als es sich schon hinsichtlich der üblichen Freunde Frankreichs bereits auf militärische Abmachungen stützt, in deren Rahmen neuerdings auch England einbezogen ist. Die oben erwähnte Erklärung Sir Simons ist unter diesen Umständen besonders unverständ-

lich, trägt sie doch zu deutlich die Kennzeichen des Genfer Protokolls, das nun in veränderter Form als Generalpakt wieder erscheint, mit militärischen Druckmitteln untermauert.

England scheint Verpflichtungen, die über Locarno hinausgehen, nicht übernommen zu haben. An seine Seite tritt als Garant im Westen die Sowjetunion, die an anderer Stelle neben Frankreich die Rolle des Beschützers der europäischen Ordnung aufnimmt. Zur Belohnung ist Moskau ein Ratsitz in Genf versprochen worden. Der Generalpakt wird dort im September eifrig diskutiert werden, man will damit wohl die Bedenken der Länder zerstreuen, die heute noch gegen eine Zusammenarbeit mit der Sowjetunion in Genf sind.

Europa ist tief gesunken, daß es sich die dritte Internationale als Schutzpatron aus sucht, gerade die Macht, die täglich offen und still versucht, die europäische Sowjetunion zustande zu bringen. Die dritte Internationale ist dank der Barthouschen Politik diesem Ziel erheblich näher gekommen, wir werden bald ihren unsehligen Einfluß in Genf feststellen.

Die britische Einstellung zu der Paktpolitik Barthous ist eigentlich nur dann verständlich, wenn man unterstellt, daß die Lage im Fernen Osten Grabesruhe in Europa erwünscht erscheinen läßt. Ob es allerdings richtig ist, unter diesem Aspekt den Rotgardisten Garantiegauben in Europa zu übertragen, möchten wir stark bezweifeln. Denn Japan gegenüber wird Moskau, wenn es ernst wird, jede Konzeption machen, erscheint doch jetzt das ständig erwünschte Ziel in erreichbarer Nähe, in den europäischen Staaten zu größtem Einfluß zu kommen, vielleicht sogar einen bewaffneten Konflikt zu provozieren, den man braucht, um den Plan der Weltrevolution, die einzige Idee der sowjetrussischen Außenpolitik, in Europa bestens zu fördern und in Genfer Phrasen gehüllt, noch besser international unterstützen zu lassen.

Diese Hintergründe der bolschewistischen Garantiebereitschaft allein genügen uns, um



die Vorschläge aus Paris und London ablehnend zu kritisieren. Wir halten den Bolschewismus für ein Unglück der Menschheit und seine Außenpolitik für Europa als im höchsten Grade gefährlich. Pakte, die den Rotgardisten als Schutzpatron vorsehen, können wir nicht als Friedenverträge ansehen.

Im augenblicklichen Stadium der franto-anglo-bolschewistischen Paktspolitik ist noch nicht zu übersehen, wie sich Italien und Polen dazu stellen werden. Wir hoffen, daß die Diskussion so lange dauert, daß ein *fait accompli* in Genf dadurch vereitelt wird. Die Bearbeitung Italiens übernimmt allerdings Barthou demnächst persönlich, er wird gegen Konzeptionen auf anderen Gebieten die Zustimmung Mussolinis einzu-

handeln versuchen. Polen soll über Litauen gewonnen werden, wohin Herriot demnächst reisen wird. Wir vermuten, daß die endgültige Vereinigung der Wilna-Frage die Stimme Polens für Frankreich sichern dürfte.

Im Memelgebiet ist die seitens Litauens übliche Verletzung des internationalen Statuts wieder einmal festzustellen. Wo bleiben die Garanten von Versailles in diesem Falle? Warum sorgen die großen Friedensmacher von morgen nicht dafür, daß die Ordnung von gestern und heute durch Litauen respektiert wird? Die Vorgänge im Memelgebiet und ihre Nichtbeachtung durch die Garanten des Memelstatutes sind ein schlechtes Omen für den kommenden Paktfrieden in Europa.

## Schnellrichter

in Sommerurlaub

### Verzeichnis der Mitarbeiter

Generalleutnant a. D. Horst v. Mehsch, Berlin. — Dr. Ernst Samhaber, Berlin. — Dr. Hans Vogner, München. — Dr. Heinrich Wolfgang Seidel, Starnberg. — Professor Kurt Kluge, Berlin. — Herbert Martens, Berlin. — R. Vollkammer, Frankfurt a. M. — Wolfgang Goetz, Stahnsdorf Kreis Seltow. — Otto Freiherr v. Laube, Gauting bei München.

## Im 60. Jahrgang

veröffentlichen wir an dieser Stelle regelmäßige Zusammenstellungen von Beiträgen unserer Autoren aus früheren Jahrgängen der »Deutschen Rundschau«:

### Theodor Däubler +

Ithaka (Januar 1922) — Olympia (Oktober 1922) — Santorin (Februar 1923) — Hydra (Juni 1923) — Delos I. (Februar 1925) — Delos (Schluß) (März 1925)

### Franz Dülberg +

Über neue holländische Dichtung (Juli 1924) — Der gottlose Maler Johannes Torrentius (April 1925) — Sehnsuchtsvolle Hungerleider (Juli 1930) — Karl Schefflers Hollandbuch (Juli 1930) — Inflation des Geistes? (April 1931) — Der Schöpfer der westnordischen Bildform (September 1933)

Preis jedes Heftes RM. 1.—, dazu das Porto von 15 Pfg. für das Einzelheft  
**VERLAG DEUTSCHE RUNDSCHAU G.M.B.H., BERLIN W 30**

Diesem Heft liegt ein ausführlicher Prospekt des Verlags Ernst Wunderlich, Leipzig, über sein geopolitisches Skizzenbuch »Die Staaten als Lebewesen« von Karl Springenschmid bei.

Hauptgeschäftsführer: Dr. Rudolf Beßel, Berlin-Grünwald • Verantwortlich für Anzeigen: Dr. Gerhard Kiehling, Leipzig • Anzeigenannahme: Leipzig C 1, Läubchenweg 17, Tel. 712 46 • Druck: Bibliographisches Institut AG, Leipzig C 1. • Vgl. 5500 II. Bl. 34 • Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist untersagt • Übersetzungsrechte vorbehalten



**Erich, Oswald A.** Deutsche Volkstrachten. 55 Seiten. RM. 0.90. Bibliographisches Institut A. G., Leipzig.

**Eichl, Eugen.** Deutschland von draußen gesehen (Paris). 96 Seiten. Alfred Wegner Verlag, Berlin.

**Geier, Michael.** Gesang um Volga (Gedichte). 30 Seiten. Kart. RM. 1.60. Verlag der Deutschen Universitätsbuchhandlung, Kaufmann.

**Günther, Dr. Hans F. K.** Kleine Rassenkunde des deutschen Volkes. 148 Seiten. Geb. RM. 2.—, geb. RM. 3.—, J. F. Lehmann Verlag, München.

**Heidebrandt, Kurt.** Platons Gastmahl. 191 Seiten. Geb. RM. 3.50. Felix Meiner Verlag, Leipzig.

**Helbig, Miro.** Deutsche Helden — Lieder. 302 Seiten. Geb. RM. 4.80. Verlag Das neue Deutschland, Leipzig.

**Hies, Deutschland von draußen gesehen (London).** 79 Seiten. Kart. RM. 1.60. Alfred Wegner Verlag, Berlin.

**Hörmel, Heinrich E.** Von Schelmen und braven Leuten (Ein Anekdotenbuch). 172 Seiten. L. Stadtmann Verlag, Leipzig.

**Hofe, Kurt.** Rasse, Religion, Ethos (Eine Apologie des Christentums). 119 S. Geb. RM. 3.80. Leopold Klotz Verlag, Gotha.

**Horch, Hermann.** Germanische Heldenichtung. 152 Seiten. Kart. RM. 2.50, geb. RM. 3.25. Friedrich Brandstetter, Verlag, Leipzig.

**Iserte, Martin.** Das schnellere Schiff (Erzählung). 60 Seiten. Geb. RM. 0.80. Albert Langen / Georg Müller Verlag, München.

**Jaurer, Hans.** Jugend und Buch im neuen Reich. 46 Seiten. Kart. RM. 1.—, E. A. Seemann, Verlag, Leipzig.

**Küller, Erich J.** An die unsterbliche Geliebte (Liebesbriefe berühmter Musiker). 140 Seiten. Kart. RM. 4.—, geb. RM. 5.—, Wolfgang Jek Verlag, Dresden-A.

**Küller, Georg.** Vorgesichte als Uroffenbarung (Schriften zur Deutsch-Religion). 36 Seiten. Brosch. RM. 0.30. Evangelischer Presseverband für Westfalen und Lippe.

**Küller, Georg.** Wunschbilder und Wirklichkeit germanischer Religion. 35 Seiten. Brosch. RM. 0.30. Evangelischer Presseverband für Westfalen und Lippe.

**Kumelter, Hubert.** Berg-Äbel. 96 Seiten. Pappbd. RM. 3.80. Komohl Verlag, Berlin.

**Kuffolinski, Benito.** Doktrin des Fasizismus. 39 Seiten. Kart. RM. 0.80. Fr. 1.—, Rascher & Cie. A. G., Verlag, Zürich.

**Kuffolinski, Benito.** Korporativer Staat. 39 Seiten. RM. 0.80, Fr. 1.—, Rascher & Cie. A. G., Verlag, Zürich.

**Kuffolinski, Benito.** Schriften und Reden. Band 7. 348 Seiten. Geb. RM. 4.—, geb. RM. 6.50. Rascher & Cie. A. G., Verlag, Zürich.

**Laumann, Hans.** Germanischer Schicksalsglaube. 95 Seiten. Kart. RM. 2.40. Eugen Diederichs Verlag, Jena.

**Löfflin, Friedrich.** Die vier Evangelien in der Sprache von heute. 260 Seiten. Brosch. RM. 2.80, geb. RM. 3.80. Eugen Salzer Verlag, Heilbronn.

**Leyer, Wilhelm.** Der Buehner. Ein Grenzlandschicksal (Roman). 363 Seiten. Lw. RM. 5.50. Albert Langen / Georg Müller Verlag, München.

**Politische Jugend!** Eine Ansprache unter Studenten. 63 Seiten. Geb. RM. 1.20. Gerhard Stalling, Oldenburg i. D.

**Popoff, Dimitri N.** Germanismus und Zivilisation. 150 Seiten. Kart. RM. 1.80. Edwin Runge Verlag, Berlin-Lempelhof.

**Reab, Prof. Dr. Friedrich.** Die deutsche Volkswirtschaft der Gegenwart (Wirtschaftslehre). 78 Seiten. Geb. RM. 0.35, geb. RM. 0.75. Philipp Reclam jun., Verlagsbuchh., Leipzig.

**Reichter, Bruno.** Das Wesen des Wechselturms (Zur Theorie des intervalutarischen Rurkes). 122 Seiten. Kart. RM. 5.—, geb. RM. 6.50. Dunder & Humblot Verlag, Leipzig und München.

**Roosvelt, Franklin D.** Unser Weg. 233 Seiten. Geb. RM. 3.50, Kart. RM. 4.—, geb. RM. 5.—, S. Fischer Verlag, Berlin.

**Schmidt-Wodder, Johannes.** Deutschland gestern und heute. 122 Seiten. Kart. RM. 2.40. Wilhelm Braumüller Verlag, Wien-Leipzig.

**Snad, Friedrich.** Das kleine Schmetterlingsbuch. (In vielen Farben). 46 Seiten. Geb. RM. 0.80. Insel Verlag, Leipzig.

**Sneider, Heinrich.** Unsere Saar (Zum Kampf um das Saargebiet). 63 Seiten. Kart. RM. 0.40. Edwin Runge Verlag, Berlin-Lempelhof.

**Schuhardt, Karl.** Vorgesichte von Deutschland. 408 Seiten. Geb. RM. 9.60. R. Oldenbourg Verlag, München.

**Hub, Friedrich.** Der Weg aus der Krise zu einem neuen Kapitel der deutschen Geschichte. 48 Seiten. Friedrich Schöb Verlag, Nürnberg.

**Schwidetzky, Ilse.** Die polnische Wahlbewegung in Oberschlesien. 109 Seiten. Kart. RM. 2.50. Ferdinand Hirt Verlag, Breslau.

**Sohnen, Heinrich.** Zwischen Dorn und Korn (Lebenserinnerungen). 399 Seiten. Geb. RM. 4.50. Deutsche Landbuchhandlung, Berlin.

**Precht, Fritz.** Das nicht im Wörterbuch steht. Blattdeutsch. 269 S. Kart. RM. 3.20, geb. RM. 4.50. Piper & Co. Verlag, München.

**Lavenghagen, Kurt.** Das Wesen der Nation. 222 Seiten. Kart. RM. 9.75. Hans Robert Engelmann Verlag, Berlin.

Das politische Buch unserer Zeit!

EUGEN DIESEL

## Vom Verhängnis der Völker

Das Gegenteil einer Utopie

Ganzleinen RM. 4.80

Durch die Buchhandlungen zu beziehen

Cotta-Verlag, Stuttgart-Berlin

## Maria Keller Schule

THALE AM HARZ

### Frauenschule d. N. S. Volkswohlfahrt

(Staatlich anerkannt)

**Herbstaufnahme** in N. S. Frauenschule für soziale Arbeit (Fürsorgerinnenausbildung) / Jugendleiterinnenseminar / Sonderlehrgang für Abiturientinnen am Kindergärtnerinnen- und Hortnerinnenseminar / Allgem. Frauenschule / Hauswirtschaftlicher Halbjahrslehrgang für Abiturientinnen.

## Klosterschule Roßleben

Evang. Gymnasium und Realgymnasium mit Internat und eigenem Abitur-Ex., gegr. 1554, Bahn Naumburg—Artern. Für jüngere Schüler ab Sexta familienartiges Sonderheim, Überwachung der Schularbeiten. Schularzt, Krankenschwester. Sport und Spiel in großem Park. Ruder- u. Schneesport. Auskunft durch Rektorat.

## Ingenieur-Schule (HTL) Mittweida

Maschinenbau / Betriebswissenschaften  
Elektrotechnik / Automobil- u. Flugtechnik

— Programm beizuliegen —

**Stegewitz, Heinz.** Frohes Leben (Geschichten). 55 Seiten. Geb. RM. 0.80. Albert Langen / Georg Müller Verlag, München.

**Stier, Hans Erich.** Deutsche Geschichte im Rahmen der Weltgeschichte. 646 S. Deutsche Buchgemeinschaft, Berlin.

**Stier, Hans Erich.** Tagebuch eines Landpfarrers. 151 Seiten. RM. 3.—, Deutsche Landbuchhandlung, Berlin.

**Thüring, Ulrich.** Parteien und Volksbewegung. Schriften zur baltischen Bildung. 61 S. Brosch. RM. 0.40, geb. RM. 0.80. Hermann Schaffstein Verlag, Köln a. Rh.

**Wartburgkadt Eisenach und Eisenacher Land.** Ein Führer durch Landschaft, Kunst und Geschichte. Herausgegeben vom Verkehrsverein Eisenach. RM. 0.25.

**Weber, Leopold.** Die Götter der Edda (Gedichte). 184 Seiten. Kart. RM. 2.80, geb. RM. 3.60. Oldenbourg Verlag, München.

**Wendland, Heinz Diederich.** Reichsidee und Gottesreich. 98 Seiten. Kart. RM. 2.90. Eugen Diederichs Verlag, Jena.

**Werner, Bruno E.** Vom bleibenden Geist der deutschen Kunst. (Schriften zur Gegenwart). 133 Seiten. Die Runde Verlag, Berlin.

**Weyrauch, Wolfgang.** Der Main (Eine Legende). 118 Seiten. Kart. RM. 4.—, geb. RM. 5.—, Komohl Verlag, Berlin.



Soeben erschien:

# Die unsterbliche Landschaft

## Die fronten des Weltkrieges

Ein Bilderwerk mit Einführungen herausgegeben  
von Erich Otto Volkmann

### 1. flandern

13 Seiten Text, 88 Abbildungen auf 48 Kunstdrucktafeln im  
Format 21×29 cm und 2 mehrfarbige Karten. RM. 3.60

### 2. Von Tannenberg bis helsingfors

12 Seiten Text, 94 Abbildungen auf 48 Kunstdrucktafeln im  
Format 21×29 cm und 2 mehrfarbige Karten. RM. 3.60

Diese Bilderbücherfolge wird den Millionen deutscher Männer, die im größten Ringen der Weltgeschichte für ihre Heimat kämpften und bluteten, ein Denkmal der Erinnerung sein. Jeder Schauplatz des Krieges hatte sein eigenes Gesicht, das bestimmt war von der Landschaft, von den Gebirgen oder Sümpfen, dem Gestein des Bodens und der Atmosphäre ihres Himmelstrichs. Diese Landschaften des Krieges, tausendfach umgepflügt und erfüllt von den Schrecken des Todes, leben heute nur in den Bildern, die während und kurz nach dem Kampfe aufgenommen worden sind. Sie als bleibendes Denkmal zu erhalten, ist die Aufgabe dieser Bücherreihe. Aus mehreren hunderttausend, zum größten Teil unveröffentlichten Photos, wurden diejenigen Bilder ausgewählt, in denen sich das Erlebnis der Kriegslandschaften am eindrucksvollsten spiegelt. Jeder Band enthält außerdem zwei mehrfarbige Karten.

In Vorbereitung und geplant sind ferner folgende Bände:

Zwischen Lille und St. Quentin / Die Aisne-Champagne-Front / Verdun und Argonnen / Die elsass-lothringische Front / Polen / Rumänien und Karpathen / Der Balkan / Italien / Der Orient / Die deutschen Kolonien / Der Seekrieg

Zu beziehen durch jede Buchhandlung

**Verlag Bibliographisches Institut AG., Leipzig**

# REISE UND ERHOLUNG 1934

## Wie reise ich am billigsten?

Über die Fahrpreisermäßigungen der Deutschen Reichsbahn hat das „Mittleuropäische Reisebüro (ER)“ ein kleines Werbeblatt herausgegeben, das in den Reisebüros erhältlich ist. In übersichtlichen Tabellen, die erklärende Zeichnungen ergänzen, erläutert es Blatt die verschiedenen Vorzüge der Sonntagsfahrkarte, der Urlaubskarte, der Ostpreußen-Rückfahrkarte und die Vergünstigungen für kinderreiche Familien. Über die Höhe der Ermäßigung, die Dauer der Gültigkeit, Antritt und Unterbrechung der Fahrt, so über alle Einzelheiten, die man wissen muß, unterzichtet das Werbeblatt in anschaulicher Weise.

## Ermäßigung auf Bodenseeschiffen

Die Vereinigten Schiffsverkehrsverwaltungen für den Bodensee gewähren ab 1. Juli 1934 an kinderreiche Familien (Familien mit wenigstens 4 unverheirateten Kindern unter 18 Jahren) eine außerordentliche Fahrpreisermäßigung bei der Lösung von gewöhnlichen Billetten für einfache Fahrt und für Hin- und Rückfahrt, wie bei Benutzung von Bodensee-Fahrtscheinheften.

## Sommerverkehr auf Rhein und Mosel

R.V.D. Trotz des niedrigen Wasserstandes wird der Rheindampferverkehr in vollem Umfange durchgeführt. Auch auf der Mosel verkehren täglich Personenschiffe zwischen Koblenz und Berncastel-Kues.

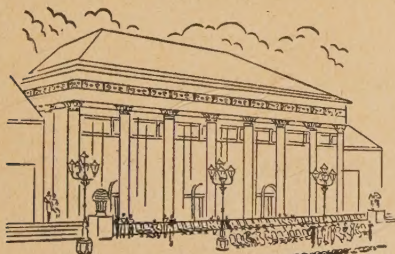
## Fahrpreisermäßigungen nach dem Gardasee

Das italienische Verkehrsministerium gewährt 50% Ermäßigung auf den Preis der Fahrkarten von allen Stationen Italiens nach Peschiera, Desenzano und Rovereto. Dieselbe Ermäßigung gilt auf der Eisenbahn Rovereto-Riva, auf den Schiffslinien des Gardasees und auf der elektrischen Trambahn von Brescia nach dem Gardasee. Die Ermäßigungen gelten bis 30. September dieses Jahres. Vom 12.—15. August und am 1. und 2. September betragen die Ermäßigungen 70%.

## Besucht Gießen

die alte Universitätsstadt  
im romantischen Lahntal

Kultursäule 1. Ranges, bedeut. Eisenbahnknotenpunkt, Garnisonstadt, Flughafen, Univ. Kliniken u. Institute, Botanischer Garten, Volkshalle für Kongresse und Tagungen (5000 Personen), sehenswerte und mittelalterliche Baulichkeiten u. Museen (Liebigmuseum u. a.), Sportplätze, Stadttheater, umgeben von Burgen und Klosteranlagen (Eiberg, Böhmerberg, Staufenberg, Schifferberg u. Kloster Arnburg) und prächtigen Wäldern, Ausgangspunkt für den Vogelsberg, Taunus, Westerwald u. Wetterau. Vorzügl. Hotels u. Gaststätten. Auskunft u. Prospekte: Städtisches Verkehrsamt.



## Baden-Baden

IM SCHWARZWALD.

Kuren und Erholung  
Sport und Unterhaltung

Heiße Quellen

Kuranstalten neuzeitlich umgebaut

## Spielbank

ganzjährig geöffnet

Roulette/Baccara/Boule

Bäder- u. Kurverwaltung Baden-Baden

## Wartburgstadt

# Eisenach

Kongress-, Fremden-  
und Wohnstadt

Geschichte,  
Erinnerungsstätten, Wald.  
Herborragende, preiswerte  
Gaststätten für alle Ansprüche

AUSKUNFT: VERKEHRSVEREIN



N e u e r s c h e i n u n g

HÜRLIMANN

# BERLIN

BERICHTE UND BILDER

Umfang 512 Seiten · 126 Bilder in Kupfertiefdruck

Aus dem Inhalt: *Köln an der Spree, Berlin und die Markgrafen · Der Wundermann Thurneysser im Grauen Kloster · Gustav Adolph in Berlin · Die weiße Frau im Schloß · Des ersten Königs prunkvoller Hof · Schlüters Werk und Schicksal · Sophie Charlotte und ihr Musenhof · Die Soldatenstadt · Friedrichs des Großen Karnevalszeit und Oper · Die Österreicher erobern Berlin · Lessing- und Goethe-Uraufführung · Mirabeau über Friedrich Wilhelm II. · Napoleon in Berlin · Die Befreiungskriege · Mozart, Weber, Beethoven, Paganini, Liszt, Wagner in Berlin · Die Gründung der Universität · Schinkel · Von Friedrich Wilhelm „dem Gerechten“ zu Friedrich Wilhelm dem Romantiker · Der Weihnachtsmarkt · Die Kreise um Prinz Louis Ferdinand, Rahel, Bettina, Kugler, Varnhagen, Lassalle · Der Tunnel · Humboldt · Das Sturmjahr 1848 · Der alte Kaiser · Bismarck im Reichstag · Die Gründerjahre · Paraden unter Wilhelm II. · Zwanzig Jahre Weltgeschichte 1914 bis 1934*

In Leinen  
**3.75 RM.**

---

**ATLANTIS-VERLAG IN BERLIN**



# 3 bunte Geschenkbücher:

## Deutsche Volkstrachten

Von Dr. Oswald A. Erich

31 Figuren in siebenfarbigem Offsetdruck mit 35 Seiten erläuterndem geschichtlich-volkstümlichen Text. Kleinoctav.

„Die guten siebenfarbigen Bilder veranschaulichen 16 der bekanntesten Trachten, wie sie die deutschen Gauen von Mönchgut auf Rügen bis Appenzell in der Schweiz und vom Spreewald bis zum Mindener Land in Westfalen hervorgebracht haben. Der Text gibt eine kurze Beschreibung der Landschaft, in der die Tracht entstanden ist, und sucht den Sinn der Kleidungsstücke zu erklären. Das kleine, geschmackvoll ausgestattete Bändchen will keine langatmigen, wissenschaftlichen Erläuterungen geben, sondern zeigen, wie man in dieses scheinbar so unwegsame Gebiet eindringen kann. Das ist durchaus erreicht.“ Thüringer Bauernzeitung, Weimar

## Aus deutschen Chroniken

Von Dr. Werner Schulze

12 mehrfarbige und 8 schwarze Bildtafeln zur deutschen Geschichte aus mittelalterlichen Chroniken mit 27 Seiten erläuterndem Text u. 2 Seiten Inhaltsverzeichnis. Kleinoctav.

## Deutsche Bibeln

Vom ältesten Bibeldruck bis zur Lutherbibel

Von Dr. Friedrich Schulze

Mit 5 mehrfarbigen und 9 schwarzen z. T. doppelseitigen Bildtafeln, darunter 1 Facsimileblatt aus der Gutenbergbibel in Originalgröße (39×24,5 cm). 16 Seiten Text über die Geschichte der Bibelverdeutschung und die Entwicklung der Bibeldrucke nebst 2 Seiten Inhaltsverzeichnis. Kleinoctav.

Preis je **90** Pfg.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung

Verlag Bibliographisches Institut AG. in Leipzig



# MEYERS SPRACHFÜHREH

Die billigsten Sprachführer dieses Umfangs: in jedem Band durchschnittlich 10000 Stichwörter

Meyers Spra Meyers Spra Meyers Spr

Englis

Italien

Span

macht Reise und macht Reise und macht Reise und  
zum Vergn zum Vergn zum Vergn

*Jeder Band 1.80 RM in Ganzleinen*

*Die Bände: ENGLISCH, FRANZÖSISCH, ITALIENISCH, SPANISCH enthalten neue farbige Einschaltblätter mit Speisekarten (fremdsprachig-deutsch), Nationalgerichte, Autofachausdrücken, Warnungen, Straßenschildern usw.*

*Außerdem erschienen folgende Sprachführer: DÄNISCH-NORWEGISCH, NIEDERLÄNDISCH (FLÄMISCH), POLNISCH, PORTUGIESISCH, SCHWEDISCH, TÜRKISCH*

*Zu beziehen durch jede Buchhandlung*

**BIBLIOGRAPHISCHES INSTITUT AG. LEIPZIG**